

Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werththätigen Bevölkerung.

Telephon Nr. 419.]

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“.

[Telephon Nr. 419

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich Abends (außer an Sonn- und Festtagen) mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, Johannisstraße 50, und die Post zu beziehen. Preis vierteljährlich Mk. 1,60. Monatlich 55 Pfg. Postzeitungsliste Nr. 4069 a, 6. Nachtrag.

Die Anzeigengebühr beträgt für die viergespaltene Bettzeile oder deren Raum 15 Pfg., für Besammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen nur 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 20 Pfg. Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr Vormittags in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 250.

Mittwoch, den 25. Oktober 1899.

6. Jahrgang.

Hierzu eine Beilage.

Die Börse auf dem Kriegspfad.

Die Geschichte Südafrikas ist die Geschichte der Verdrängung der Buren durch die kapitalistische Kolonialpolitik der Engländer. Der geschichtliche Kuppelzug ist zweifellos auf Seite der letzteren. Englisch Südafrika ist jetzt ein ziemlich bevölkertes, reiches Land mit Großstädten, Eisenbahnen, Telegraphen, Zeitungen, Volksschulen und allen Mitteln der Zivilisation. Ginge es nach dem Willen der Buren, so besäße es jetzt sehr viel Vieh, fast ebensoviel schwarze Sklaven und einige hunderttausend weltabgeschiedene Sonderlinge, hieherbe, gutmüthige Charaktere, aber roh, unwissend, halbbarbarisch. Die Geschichte spricht also für England.

Und doch hat es kaum je einen frivoleren Krieg gegeben, als jenen, den jetzt England führt. Nur sind die Parteigänger Transvaals im Irrthum, wenn sie sich die Stammbevölkerung jenes Landes als jene Buren vorstellen, die sich mit aller Gewalt der industriellen Entwicklung entgegensetzten und lieber auswanderten — „trecken“ — als sich der städtischen Kultur unterwerfen. Schon jenes alte „Trekken“ ist zu einer legendären Vorstellung geworden, die einer starken Korrektur bedarf. Man denkt sich dieses Trekken so, daß jedesmal die gesammte Burenbevölkerung mit Weib und Kind, mit ihren Pferden und ihrem Hausrath das Land verließ. Allein, woher kommt es denn, daß die gesammte weiße Bevölkerung der Südafrikanischen Republik wie des Oranjestaats auf höchstens 300,000 geschätzt wird, während im englischen Kapland noch jetzt 350,000 Buren wohnen? Es hat sich also auch früher der größte Theil der Buren England unterworfen und der kapitalistischen Entwicklung anzupassen gesucht. Die jetzigen Buren Transvaals aber wehren sich gar nicht mehr gegen die industrielle Entwicklung, sie suchen sie bloß in ihrer Weise auszubeuten. Die kapitalistische Entwicklung der nachbarlichen Kapkolonie und die Entdeckung der Goldminen in Transvaal haben dieses Ergebnis gezeitigt.

Es mag seine Richtigkeit haben, daß Präsident Krüger sehr bibelfest ist, wie auch, daß er seinen Namen nur mit viel Zeit- und Arbeitsaufwand schreiben kann, aber nicht minder richtig ist, daß dieser „Biehhirt“ ein Jahresgehalt von 140,000 Mark bezieht; er soll ferner nicht nur als Staatsmann sehr schlaue diplomatische Kniffe gebrauchen, sondern nicht minder schlaue als Geschäftsmann durch verschiedene Operationen und Spekulationen sich ein weiteres Einkommen von 200,000 Mk. jährlich

zu verschaffen verstehen. Er ist aber nicht der Einzige. Selbst von bürenfreundlicher Seite wird offen zugestanden: „Einige Mitglieder der Regierung mögen durch Konzeptionen und Antheilscheine gute Geschäfte gemacht haben.“ Freilich bezieht sich das nicht auf die Masse der Buren-Bevölkerung, und das beweist vor Allem, daß auch hier bereits eine Klassentheilung eingetreten ist. Aber auch die Masse hat eine wirtschaftliche Revolution durchgemacht. Die Bergwerke und Städte sammt ihrer eingewanderten Bevölkerung, die um die Hälfte die einheimische übersteigt, haben einen äußerst vorteilhaften Markt für landwirtschaftliche Produkte geschaffen, und aus Nationalwirtschaftlern sind Handelsbauern geworden. Diese soziale Wandlung zeigt sich am besten in der Wirtschaft- und Finanzpolitik der Buren-Republik, die geradezu auf eine weitere Entwicklung der Industrie zugeschnitten sind.

Aber gerade in diesem Punkt hat ja die kapitalistische Presse die meisten Klagen gegen die Buren erhoben? Prüfen wir diese Klagen. Im Vordergrund steht die Frage des Dynamitmonopols. Das ist aber nichts anderes als eine indirekte Besteuerung der Goldgrubenbesitzer. Wir kennen in Europa, auch England, indirekte Steuern, die noch viel größer und lästiger sind. Zudem hat gerade in diesem Punkt die Buren-Regierung am meisten nachgegeben. Sie hat im August dieses Jahres die Dynamitabgabe um mehr als die Hälfte reduziert, um vier Millionen Mark, jedoch ihre zukünftige Jahres-Einnahme von Dynamit auf drei Millionen Mark geschätzt wird, währenddem die Goldminen die Gesamtdividende von 100 Millionen Mark jährlich verteilen. Keinen größeren Werth haben auch die anderen Beschwerden der Goldgräber über die Besteuerung. Es ist in der Ordnung der Dinge, daß sie die meisten Steuern zu bezahlen haben, denn sie haben ja auch den meisten Gewinn. Damit sind denn aber auch die wahren Ursachen des Konflikts laut gewordenen wirtschaftlichen Klagen der Urtänder erschöpft. Der beste Beweis dafür, wie wenig die Entwicklung der Goldindustrie in Transvaal gehemmt wird, ist das kolossale Wachstum der Goldausbeute von Jahr zu Jahr und der noch größere Wachstum der Zahl der Aktiengesellschaften.

Dann müßte also die Goldindustrie gegen den Krieg sein? Nein doch, denn sie ist eine kapitalistische Industrie, und zwar eine, die gänzlich in der Macht der Börse ist.

Gerade die enorme Entwicklung der Goldindustrie war eins der Momente, die den Krieg herbeiführten. Es hat sich seit Jahren eine Gründer-Thätigkeit ent-

wickelt, die alles Maß der steigenden Goldausbeute um das Vielfache übertraf. Nach dem letzten Bericht vom Jahre 1898 gab es 40 Gesellschaften, die ihren Betrieb eingestellt hatten, weitere 52, die keine Dividenden zahlten, und nur 45, also ein Drittel der Gesamtzahl, die einen Profit abwarfen. Das war aber noch eine Besserung gegenüber 1897 — damals haben bloß 28 Gesellschaften eine Dividende bezahlt. Dagegen sind im Berichtsjahre 66 Gesellschaften gänzlich verschwunden, d. h. sie haben fallirt, selbstverständlich auf Kosten ihrer Aktienbesitzer. Daß für diese Mehrzahl der nicht rentirenden Gesellschaften der Krieg eine willkommene Liquidation bedeutet, also eine Erlösung aus der fatalen Lage, ist klar ersichtlich. Nunmehr mußte ja der Betrieb eingestellt werden, dann kommen die bekannten Grubenwasser und andere Dinge. Bei anderen Aktiengesellschaften ist eine Ueberspekulation eingetreten — ihre Kurse sind höher gestiegen als die Dividende tragen kann. Auch ihnen bietet der Krieg eine willkommene Erleichterung. Beide Gruppen zusammen bilden die Baiss-Spekulation. Sind erst die Kurse gesunken und ist der Ballast der nicht-rentirenden Gesellschaften beseitigt, dann werden die Aktien zu einem Schleuderpreis zusammengekauft, zum Theil von Denjenigen, welche sie jetzt zu überhöhten Preisen verkauft haben, und ein neues Leben muß beginnen, bezw. neuer Schwindel.

Die Hauss-Spekulation ist vor Allem durch jene um Cecil Rhodes vertreten. Ihr Plan ist nicht etwa bloß, sich in den Besitz von Geldmitteln zu setzen. Sie haben einen viel weiteren Griff. Es soll mit allen Mitteln ein neues Goldfieber erzeugt, ein neuer Strom europäischer Einwanderer soll herangelockt werden. Durch Terrinaufkäufe und Eisenbahnbauten würden sie sich dieser Bewegung bemächtigen. Ihre Spekulation geht nicht bloß auf das Gold Transvaals, sondern auf das Geld und die Arbeitskräfte von Europa und Amerika. Es ist bekannt, daß diese Gesellschaft den Jameson-Zug inschickte.

So treffen sich denn die beiden großen Gegenparteien der Börse — „Hauss“ und „Baiss“ — in Einem zusammen: dem Verlangen nach Krieg. Man begreift danach die Begeisterung der City (Handelsviertel Londons), als der Krieg ausgebrochen war. Aber auch aus Pretoria der Hauptstadt Transvaals, lief schon Ende August die Meldung ein: „Antike (!) Börsenkreise halten den Krieg für unvermeidlich.“

Um aber den Krieg zu „machen“, mußte erst die öffentliche Meinung beeinflusst werden. Willkommener Stoff dazu gaben die inneren Zwistigkeiten Transvaals. Jedes Land hat solche und Trans-

Zwanglose Wochenplauderei.

„Karl der Große“ ist der neueste „Kasten“ benannt worden, welcher helfen soll, das „größere Deutschland“ aus einem Herzenswünsche Wüstenland zu einem realen Gebilde zu gestalten. Vielleicht soll der Name in zarter Weise auf den zukünftigen Beruf des Schwimmbenden Kolosses hinweisen. Jener Karl war bekanntlich einer der hütbürtigsten Eroberer aller Zeiten, was ihn freilich nicht hinderte, für die „Ausbreitung des Christenthums“ zu wirken. Dieß er doch einst zur höheren Ehre Gottes zu werden an der Aller mehrere Tausend Sachsen hinschlachten, weil sie sich nicht bekehrten, d. h. ihren Glauben nicht wechseln wollten wie die Strümpfe. Somit ist sein Name so recht passend zur Bezeichnung einer Politik, die, konsequent durchgeführt, schließlich das große allgemeine Völkergemezel herbeiführen muß, einer Politik, der obendrein, und das ist charakteristisch, Rosenkranz und Weihwedel die Wege gezeigt haben.

Da treiben doch unsere Lübecker Freisinnigen eine weit harmlosere Politik. Harmlos natürlich im ursprünglichen, nicht im strafrechtlich-moabitischen Sinne des Wortes. Heute, da alles auf das Waffengebüll läuft, das aus Südafrika zu uns dringt, wo die bestialisirende Sucht nach dem gleißenden Golde die Nationen aufeinander heßt, denken jene Glücklichen darüber nach, wie sie nach des Tages Müß und Lasten praktische Wirtschaftspolitik treiben und die leidige Magenfrage zu Aller Zufriedenheit lösen können. Ich muß gestehen, daß es ihnen gelungen ist, einen ebenso probaten, wie sinnigen Vorschlag auszutafeln. Im nächsten Monat wird die

freisinnige Volkspartei einen großen Karpfenshmaus veranstalten. Man wittere dahinter ja keine Bosheit!

Der Lübecker Freisinn ist harmlos und gut. Er denkt nicht an Rache und leidet nicht nach Blut, Wein, Karpfen mit Butter, Meerrettig dabei. Ist all sein Verlangen. Wie sinnig! Wie frei!

Der Lübecker Freisinn ist wirklich nicht schlecht; Wohl sitzt er im Rathhaus bei Karpfen als Pech, Doch sieht er den Karpfen so ähnlich, wie's heißt, Daß sie ihn nicht fürchten und er sie nicht beißt.

Ich stehe also dafür ein, daß den Leitern der „Urgewalten“ nicht in den Sinn gekommen ist, politische Anspielungen machen zu wollen. Im Uebrigen ist die Idee eine gute, und ich kann meinen Freunden sie nur zur Nachahmung empfehlen. Wie wäre es mit einem großen sozialdemokratischen Wellkartoffelfessen? Denn nach der Decke müssen wir uns strecken! Ein guter Schneiderkarpfen ist gar nicht zu verachten — schwimmen will er ja freilich — und was das Pellen anlangt, nun, ich bin, offengestanden, schüchtern dran, weil's mir nicht von der Hand geht, ich hoffe aber, daß sich eine gute Seele findet, die sich meiner erbarmt. Kommt dann noch der Speck eines nationalen, trichinenfreien Borstenthieres dazu, dann haben wir ein gut proletarisches Menu, dessen Erledigung Jedem Freude bereiten muß.

Noch Eins! Ehe ich's vergeße! Ich habe zwei Wochen gestreikt und meine Leserrinnen und Leser haben mich immer noch nicht gekennt. Ich danke für gnädige Strafe. Mir ist ein Stein vom Herzen gefallen, fast so groß, wie derjenige, der dem Sozialkomité des Hannover-

schen Parteitages vom Herzen fiel, als die Geschichte vorüber war. Den habe ich nämlich mit eigenen Augen gesehen. Es war ein großer schwerer Ziegelstein. Neben anderen Karitäten lag er, ein Zeichen des gesunden Humors unserer Genossen an der Leine, friedlich in einem stillen Winkel des Ballhofes zur Schau. Ich muß nun bekunden, daß als ich einen Einblick in die Arbeiten des Komités genommen hatte, mir schon im Voraus ein gewaltiger Stein vom Herzen fiel, als der Parteitags Lübeck einen Korb gab und Mainz als nächsten Versammlungsort erkor. Das mag ein wenig selbstsüchtig klingen, aber — Ihr hättet den Stein nur sehen sollen!

Als ich nach Hannover abdampfte, hieß es, wir würden uns spalten. Ich sah schon zur Rechten und zur Linken einen halben Nothen herunterstinken. Ein angenehmes Gefühl, wenn man sich so als Ganzes fühlt und nun daran denken muß, halbirt zu werden! Gibt es etwas Grausameres, als an einem Menschen die Wirkungen des Querschnitts zu erproben? Es zeigte sich aber in Hannover, daß zu solcher Operation die Messer noch nicht geschliffen sind, und kein Schleifstein der Welt wird so haarsharfe Instrumente je fertigstellen.

Ja, ich glaube, manche Dolche, die schon gewetzt und angefeilt waren, sind arg schartig geworden. Besonders die Raummänner lassen die Lippe hängen. Vielleicht trösteten die Freisinnigen sie. Die Sozialdemokratie dursteten sie nicht verspeisen. Laßt die armen Kerle ein Häppchen vom Karpfen abbekommen! Oder — vielleicht Hering, nach Belieben sauer, gefällig? Wer weiß...? A. K.

vaal in Folge der eigenartigen sozialen Zusammenfassung und des Gemisches der Bevölkerung vielleicht die meisten in der Welt. Nun wurde Alles aufgewühlt: das Wahlrecht der Uiländer, die Press- und Versammlungsfreiheit, Schulfragen, Ungleichheit der Polizei, Antialkoholbewegung, die Stellung der Farbigen und noch anderes mehr. Daß die Einwanderer die gleichen Rechte beanspruchen, wie die Stammbewohner, ist ebenso begreiflich, wie daß diese sich gegen die Ueberzahl wehren, — am allerwenigsten aber hat die englische Bureaucratie das Recht, sich darüber zu ereifern, da in England selbst das allgemeine Wahlrecht bis auf den heutigen Tag noch nicht durchgeführt und das Wahlverfahren ein plutokratisches ist. Aber auch in der Wahlrechtsfrage haben ja die Buren den Weg der Verständigung betreten. Da wurde die Frage der Oberhoheitsrechte Englands über Transvaal aufgeworfen. Die Frage ist gewiß von Bedeutung, da sie die Politik einschließt, aber es lag in dem gegebenen Moment keine praktische Veranlassung vor, sie auf Tapet zu bringen. Man mußte eben mit Gewalt „Stimmung“ machen.

Die englische Regierung ist nach außen hin einheitlich aufgetreten, ob sie aber innerlich solidarisch ist, möchte ich dahingestellt sein lassen. Chamberlain hat gewiß zielbewußt auf den Krieg hingearbeitet. Er soll als Geschäftsmann an der Durchbrechung des Dynamitmonopols interessiert sein. Thatsache ist, daß die Familie Chamberlain viele Aktien der Dynamitfabrik Chynoz besitzt und daß ein anderer großer Aktienbesitzer jener Fabrik ein Anonimus ist, dessen Interessen die Bank von England vertritt. Thatsache ist ferner, daß der Bruder Chamberlains wie auch jener Anonimus ihre Dynamitaktien gerade im Vorjahre fast verdoppelt haben. Doch Chamberlain allein ist noch nicht die Regierung. Salisbury aber mag zuerst „Krieg in Sicht“ gespielt haben, um von Transvaal Zugeständnisse zu erlangen. Freilich, nachdem die Sueränitätsfrage aufgeworfen wurde, konnte England nicht mehr zurück. Die Spekulation mag dahin gegangen sein, daß die Buren die Mobilmachung nicht solange aushalten könnten, als England, folglich nachgeben müssen. Die Spannung war aber zu groß und die Buren haben über die Schnur gehauen. So kam die alte Verschleppungstatistik Salisburys zu Schanden.

Warum wagte aber die Buren-Regierung den Krieg? Neben dem Unabhängigkeitsinteresse spielt hier die Spekulation auf die Goldminen mit. Als die Buren-Regierung Jameson einfiel, stellte sie nachher einen großen Zettel aus, was Alles die „Burgers“ an Schadenersatz zu fordern hatten: da wurde jede verschossene Patrone in Rechnung gesetzt, die Pensionen, der Verlust der „Burgers“ an Verdienst, die Verluste ihrer Familienangehörigen u. s. w. und zum Schluß noch obendrein eine große Summe als Ersatz für den moralischen Schaden, den die „Burgers“ erlitten hatten! Daß die „Burgers“ auch jetzt im Falle ihres Sieges nicht faul sein werden, zeigt die bereits vorgenommene Goldkonfiskation, der Ersatz über Konfiskation des Eigentums der „Landesverräter“ u. s. w.

Andererseits regen bereits die „Times“ die Frage der Kriegskontribution an, die auch schließlich aus den Goldminen zu zahlen sein wird. Und in Deutschland bilden sich Bank-Kartelle, um südafrikanische Minen-Aktien zusammen zu kaufen.

Die Sozialdemokratie kann unter diesen Umständen weder für die eine noch für die andere der streitenden Parteien eintreten; um so energischer aber nimmt sie Stellung gegen den Krieg. Dieser Krieg ist von der Börse angezettelt worden, die Börse allein wird den Profit davon haben, — die Kosten aber werden mit dem Gut und Blut der Proletarier bezahlt. Noch schlimmer ist, daß er Verwicklungen nach sich ziehen kann von unübersehbarer Tragweite.

Und wenn sich so vor unseren Augen das Schauspiel abwickelt, daß die Börse zwei Völker in einen blutigen Krieg stürzt, wie können wir da noch im Zweifel sein, daß es Zeit ist, der Kapitalistenklasse die politische Macht zu entziehen, die ihr erst die Möglichkeit zu diesem verhängnisvollen und tolen Treiben gibt?

Politische Rundschau.

Deutschland.

Zum Magdeburger Majestätsbeleidigungsprozeß wird gemeldet, daß nach Zurückziehung der Schmidt'schen Revision die Staatsanwaltschaft sofort den Antrag auf Einleitung des Wiedernahmeverfahrens in Sachen Müller gestellt und außerdem gefordert hat, daß die Strafverbüßung Müller's einfiweilen ausgesetzt wird, so lange, bis die ernannte Hauptverhandlung gegen Müller stattgefunden hat, in der nur seine Unschuld und damit seine Freisprechung erwiesen werden kann. An der Genehmigung des Antrages durch die Strafkammer ist nicht zu zweifeln, so daß Müller vielleicht schon, wenn diese Zeilen unseren Lesern zu Gesicht kommen, aus dem Gefängnis in Sommer entlassen sein wird. Das Opfer Schmidt's würde also nicht umsonst gebracht sein. Der Unschuldige hätte dann „nur“ 2 1/2 Monate von den vier Jahren einem Monat abgehüßt.

Maschinengewehr! Es ist eine Erfahrung, die schon viel gelehrt hat, daß die militärischen Maschinen nie aufhören. Hat man erst ein neues Gewehr mit ihrem Geld bezahlt, so kommt eine neue Lawone und der Prozess folgt auch gleich wieder das allerneueste Ge-

wehr . . . Inzwischen werden auch noch Panzerschiffe gebaut und Torpedoboote. Die für die Marine bewilligte Milliarde ist noch nicht verbraucht, aber schon langt es nicht mehr, wie das soeben aller Welt geoffenbart wurde. Und auch die Bewilligungen für die Schnellfeuergeschütze sind noch nicht alle, indes in der offiziellen Presse bereits mit Hochdruck Stimmung gemacht wird für das Allerneueste auf dem Gebiete der Waffentechnik, für Maschinengewehre! Das Ding ist eigentlich nicht neu, es ist das seit Jahren besprochene Maxim'sche Geschütz. Aber während man früher in Militärkreisen diesem sehr mißtrauisch entgegen sah, hat sich jetzt eine fast vollständige Wandlung der Meinungen vollzogen. Es haben besonders die Engländer sehr gute Erfahrungen mit dieser Feuerwaffe gemacht, die sie auch jetzt in ihrem Feldzug gegen die Buren anwenden. Die Schweiz hat schon längst ganze Kompagnien mit Maschinengewehren ausgerüstet. Und nunmehr wird bekannt, daß während der letzten Kaiser-Parade in Deutschland an einzelne Jägerbataillone Maxim'sche Maschinengewehre zugeteilt wurden. Ein Druck mit dem Daumen genügt, um ein solches Maschinengewehr in Thätigkeit zu setzen. Dann schießt es von selbst, solange der ihm beigegebene Patronenvorrath ausreicht. „So kann man in einer Minute 600 Schuß in gezieltem Feuer abgeben,“ heißt es in den offiziellen Berichten. Um der Erziehung des Gewehrlaufs vorzubeugen, steckt dieser in einem mit Wasser angefüllten Mantelrohr. Das Ding sieht von außen geschützig aus. Es wird von einem Pferd leicht gezogen. Man kann auch langamer feuern, so etwa 60 Schuß in der Minute! Die „Kölnische Zeitung“ schließt ihren Bericht über das Gewehr mit folgenden Worten: „Es kann daher keinem Zweifel unterliegen, daß die Landheere aller militärischen Großmächte in kurzer Zeit dazu übergehen werden, sich mit dieser Waffe zu versehen; denn wenn erst eine Großmacht zur Einführung des Maschinengewehres geschritten ist, müssen die anderen folgen.“ Schöne Aussichten! Kein anderes Mittel giebt es, den Militarismus zu beseitigen, als die Eroberung der politischen Macht durch die Arbeiterklasse.

Zur Zuchtshausvorlage schreibt die „Nationalliberale Korresp.“: „Die Aussichten des Gesetzentwurfs sind so gering wie je; wir glauben auch zu wissen, daß die verbündeten Regierungen bereits die Konsequenzen aus der Sachlage gezogen haben, in anderen Worten, auch sie dürften wünschen, daß der berechtigte Kern (??) der noch möglichen gesetzgeberischen Initiative nicht dadurch gefährdet wird, daß er in der gefährlichen Verpackung der Vorlage bleibt.“ Die Korrespondenz weist auf eine soeben erschienene Schrift des nationalliberalen Landtagsabgeordneten Professor van der Borcht hin über die Weiterbildung des Koalitionsrechts der gewerblichen Arbeiter in Deutschland. In der Schrift wird zunächst verlangt der weitere Ausbau des Koalitionsrechts, Aufhebung des Verbindungsverbots, Befreiung von den landesgesetzlichen Verböten und Strafbestimmungen, auch wenn es sich nicht um Koalitionen zur Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen handelt. Weiterhin verlangt der Verfasser, daß der Berufsvereinen die Rechtsfähigkeit zuerkannt wird, wenn sie sich verpflichten, vorkommenden Falles das Einigungsamt anzurufen und sich der Einziehung des Vermögens zu unterwerfen, wenn die genau festzusetzende Zweckbestimmung der Vereinsbeiträge und des anzujammelnden Vermögens nicht innegehalten wird. Alsdann erst könne man dazu übergehen, Mißbräuche zu beseitigen und weiterhin die mißbräuchliche Anwendung des Koalitionsrechtes zu verhindern. In dieser Beziehung macht der Verfasser eine Reihe von Vorschlägen zu den §§ 152 und 153, die genau das erreichen würden, was die Zuchtshausvorlage bewirken würde, nämlich die Vernichtung des Koalitionsrechtes. Wozu da erst der Ausbau, wenn man ihn sofort wieder zu Boden reißt? Wir werden auf die Schrift van der Borcht's, sobald sie vollständig vorliegt, jedenfalls noch zurückkommen.

Als einen Gesetzentwurf „mit sehr liberaler Tendenz“ bezeichnet der Reichstags-Abgeordnete Himburg neuerlich das geplante Ausnahmegesetz. Wer laßt da? Erblickt Herr Himburg die „liberale Tendenz“ vielleicht darin, daß im Gesetzentwurf in sehr „liberaler“ Weise mit Gefängnis und Zuchtshaus gedroht wird?

Die Grubeninspektion läßt trotz ihrer „Reformierung“ noch sehr viel zu wünschen übrig, wie folgender Artikel des „Bergknappe“, des Organs des christlichen Gewerksvereins beweist:

„Auf Juche „Bismarck“ wollte der Einfahrer am 25. September im Reviere des Steigers Rottebaum, Fluß 2 Dfen, residieren, konnte jedoch aber aus irgend einem Grunde erst am 26. September hinkommen. Zweifellos war der Besuch bekannt. Infolgedessen war am 25. und 26. September der Zugang zum 1. Brennsberg in dem betreffenden Reviere in beiden Vormittagsstunden mit altem Holze, alten Schienen und Brettern verrammelt, damit der Einfahrer den Berg nicht befahren konnte. Als Mangel in bergpolizeilicher Hinsicht in dem Berge war vorhanden: 1. daß aufstau aufsteigender, niedergehender Wetterzug war, und 2. im Berge 3 Orte im Betriebe waren, ohne die nöthigen Aufhänge (Ueberhänge). Am 26. September, an dem der Einfahrer kam, war noch ein volles Laternenjahr vor den verbarrikadeten Berg geschleppt, jedenfalls, damit dessen „düstige Würze“ den Einfahrer zum rascheren Fortbewegen veranlassen solle und er nicht der Versuchung anheimfalle, die Barrikade auf ihren Werth zu prüfen. Während der Verbarrikadierung waren hinter derselben selbstverständlich Arbeiter beschäftigt.“

Eine Reform, die solchen Betrügereien gegenüber machtlos ist, taugt nichts und ist unzulänglich. Nur dann, wenn Vertrauenspersonen der Bergarbeiter selbst mit der Kontrolle beauftragt werden, läßt sich etwas Erfriehliches erwarten.

Ein allgemeiner bairischer Frauentag tagte in voriger Woche in München. Derselbe beschäftigte sich auch mit der Lage der in Gast- und Schankwirtschaften beschäftigten Personen. Von dem Referenten Dr. Brendel wurde folgende Resolution vorgeschlagen: Die Lage der weiblichen Angestellten im Gastwirtschaftsgewerbe hat in der Neuzeit eine Entwicklung erfahren, welche eine Reihe von Schäden und Mißständen für die Beteiligten in sozialer, gesundheitlicher, moralischer und wirtschaftlicher Hinsicht hervorbringt, wodurch auch weite Volkskreise mit betroffen werden. Die Anbahnung einer Besserung dieser Zustände dieser Zustände ist eine Pflichterfüllung, welcher sich die Gesellschaft nicht länger entziehen darf. Der allgemeine bairische Frauentag bekräftigt die Durchführung folgender Maßregeln: 1) Im Gast- und Schankwirtschaftsgewerbe soll die tägliche Arbeitszeit 14 Stunden nicht übersteigen; in bestimmten seltenen Ausnahmefällen hat immer für die verlängerte Arbeitszeit eine verlängerte Ruhezeit sich anzuschließen. 2) Den Arbeitnehmern ist eine tägliche ununterbrochene Ruhezeit (Mindestruhezeit) von mindestens 8 Stunden zu gewähren. Frauen zwischen 18 und 20 Jahren, sowie männlichen Arbeitern zwischen 15 und 20 Jahren eine solche von mindestens 10 Stunden. 3) Männliche Personen unter 15 Jahren und weibliche Personen unter 18 Jahren dürfen nicht beschäftigt werden. 4) An Sonntagen beginnt die Arbeit nicht vor 11 Uhr Vormittags oder hört für die am Morgen noch Beschäftigten um 11 Uhr Vormittags auf. 5) Anstatt des entgangenen Sonntagsruhetages ist für jeden Arbeiter ein bestimmter voller Ruhetag in der Woche festzusetzen. 6) Der Arbeitgeber hat für geeignete gesunde Schlafräume zu sorgen. Die Mindestanforderungen an Luftstrom, Lichtzutritt usw. sind gesetzlich festzustellen. 7) Es ist den Arbeitnehmern Gelegenheit zu geben, sich in dienstfreien Augenblicken zu setzen. 8) Inspektoren, in Großstädten auch Inspektorinnen, haben die Durchführung der gesetzlichen Bestimmungen zu überwachen. 9) Die gemeindlichen Arbeitsnachweise und die Verbindungen unter ihnen sind kräftigst zu fördern. 10) Die Bildung von Kellnerinnen-Vereinigungen zur Wahrnehmung ihrer Berufsinteressen ist zu fördern. — Hier bleiben die Frauen mit ihren Forderungen erheblich gegen die Forderungen zurück, welche die Gehülfen selbst stellen. Auch das Reichsgesundheitsamt verlangt eine so lange Ruhepause, daß die Gehülfen mindestens 8 Stunden in ihrer Wohnung sein können.

Ueber den Postverkehr, dessen Einführung geplant wird, theilt man jetzt offiziös mit, daß zunächst nur die Einstellung eines hierauf bezüglichen Postens in den Reichshaushaltsetwurf für das Rechnungsjahr 1900 in Aussicht genommen ist. Die neue Einrichtung würde demnach nach erfolgter Zustimmung des Bundesraths und des Reichstags am 1. April 1900 veruchsweise ins Leben treten. Erst wenn sie sich im Laufe einiger Jahre hinreichend bewährt haben sollte, würde sie später durch ein besonderes Reichsgesetz festgelegt werden. So ist augenblicklich die Meinung der zuständigen Stellen, doch liegen feste Beschlüsse noch nicht vor, worauf ja auch die Thatsache deutet, daß demnächst hierüber im Reichspostamt Beratungen mit Vertretern des deutschen Handelsstandes stattfinden sollen. Der geplante Check- und Ausgleichsverkehr bei den Reichspostanstalten soll die bisher in Deutschland vorwiegend gebräuchliche Art der Geldübermittlung durch die Post theils entlasten, theils vereinfachen und den namentlich in England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika fast allgemein üblichen geldlosen Zahlungsausgleich auch in Deutschland allmählich einbürgern. Die Vortheile dieser Form des Geldverkehrs auch für kleine Kaufleute, Handwerker und Privatleute liegen auf der Hand, sie sind aber auch für den Staat beträchtlich, insbesondere deshalb, weil auf diese Weise die flüssigen Zahlungsmittel des Staates vermehrt werden.

Die Theorie vom fliegenden Gerichtsstand der Presse hat noch eine höchst unerfreuliche Erweiterung erfahren. Ein großherzoglich hessischer Gensdarm in Michelstadt im Odenwald las eines Tages im Wirthshaus in Frankfurter Lokalbättern die Annoncen einer Frankfurter Looseshändler, in denen diese die Loose einer in Preußen genehmigten Lotterie empfahlen. In dem Geiste des Gensdarmen vollzog sich nun folgender Gedankengang: Eine durch die Presse begangene Handlung ist überall da begangen, wo das Preßzeugniß Verbreitung findet; das Feilbieten der in den Annoncen angezeigten Loose ist also, da die Zeitungen auch in Michelstadt gelesen worden sind, auch in Michelstadt erfolgt; da diese Loose nun aber im Großherzogthum Hessen nicht zugelassen sind und das Feilbieten nicht zugelassener Loose in Hessen mit Strafe bedroht ist, so haben sich die Frankfurter Looseshändler durch das Einrücken ihrer Annoncen in die Frankfurter Blätter gegen das hessische Strafgesetz vergangen. Demgemäß erstattete der Gensdarm gegen die Looseshändler Anzeige bei der Staatsanwaltschaft in Michelstadt, diese erhob Anklage und die Looseshändler wurden denn auch von dem Schöffengericht in Michelstadt zu einer Geldstrafe von je 50 Mk. verurtheilt. Das Schöffengericht stellte nach der „Frankf. Btg.“ insbesondere auch noch den Delus der Looseshändler fest, indem es ausführte, sie hätten damit rechnen müssen, daß die Zeitungen auch in Hessen verbreitet würde. — Der Reichstag sollte einer derartigen Rechtsprechung ein für allemal ein Ende machen. So wie das Gesetz über die Presse gegenwärtig gehandhabt wird, ist es unhaltbar.

Kleine politische Nachrichten. Der neue Gesetzentwurf über die Patentanwälte ist dem Bundesrathe zugegangen. Die „Nordb. Wg. Blg.“ bestätigt, daß in ihm auch die Einführung eines Befähigungsnachweises für die Personen, welche die Eintragung in die Liste der Patentanwälte nachsuchen, in Vorschlag gebracht worden ist. — Das Plenum des Wirthschaftlichen Ausschusses zur Vorbereitung der Handelsverträge wird im Reichsamt des Innern zu einer neuen Sitzung im November oder Anfang Dezember zusammenzutreten. Zuletzt hat dieser Ausschuss am 14. Januar 1899 getagt und die auf unsere Handelsbeziehungen zu Belgien bezüglichen Fragen erörtert. — Statt mit Tichatsch sollen nach einer Anordnung des Kaisers die Landwehr-Infanterie-Regimenter mit Helmen ausgerüstet werden, soweit solche von den Linien-Infanterie-Regimentern aus Ueberflüssen hergegeben werden können. Die übrige Landwehr-Infanterie behält den Tichatsch bei. Als Abzeichen ist am Helmzierat das Landwehrkreuz anzubringen. — Der „Bozilg. Anz.“ in Plauen meldet: In der Nacht zum Sonntag ist der vom Bahnhofspostamt nach dem Hauptpostamt abzuführende Geldbeutel, der 9000 Mk. auf dem Bahnhofspostamt am Sonnabend vereinnahmte Gelder enthielt, am dem Hauptpostamt abhanden gekommen. Montag früh wurde das Geld in zwei Briefkästen der oberen Stadt bis auf einen geringen Betrag wiedergefunden. — Das norwegische Storting beschloß mit 93 gegen 21 Stimmen, eine Staatsanleihe von 30 Millionen Kronen aufzunehmen. — Die Steuerverweigerungs-Unruhen in Spanien sind noch nicht beendet. Als am Sonnabend in Barcelona bei Kaufleuten, welche sich geweigert hatten, Steuern zu bezahlen, Plünderungen vorgenommen wurden, bewarf die Menge die Beamten von den Balkons der anliegenden Häuser aus. Die Gensdarmrie drohte, von der Schußwaffe Gebrauch zu machen und stellte die Ordnung wieder her. Angesichts des bedenklichen Charakters der Bewegung soll über Barcelona der Belagerungszustand verhängt werden. — Jimenez wurde zum Präsidenten der dominikanischen Republik, Vozquez zum Vizepräsidenten gewählt. — In Columbien ist „Revolution“ ausgebrochen. — Der amerikanische Konsul in Panama meldet den Ausbruch des Aufstandes und die Verhängung des Belagerungszustandes daselbst.

Oesterreich-Ungarn.

Ueber neuerliche tschechische Kundgebungen wird aus verschiedenen böhmischen und mährischen Städten folgendes gemeldet: In der Bezirksstadt Holleschau mit 5000 Einwohnern, darunter viele Juden, kam es Sonntag Nachmittag zu Ausschreitungen des tschechischen Pöbels gegen die Juden. Es handelte sich nicht um eine Demonstration für die Sprachen-Berordnungen oder das tschechische Staatsrecht, sondern der Pöbel begann die Geschäfte der jüdischen Kaufleute, die des Sonntags wegen geschlossen waren, zu erbrechen und zu plündern. Die Polizei war den Exzessiven nicht gewachsen. Die Gensdarmen mußten einschreiten und gaben Feuer aus männlicher Gewehren. Drei Plünderer wurden getödtet, zwanzig verwundet. Um 9 Uhr Abends kam Militär aus Kremier an. Erst jetzt wurde dem Plünderer und Stehlen vollkommen Einhalt gethan. Die Fenster vieler Häuser sind ganz zertrümmert. — In Kremier durchzogen Sonntag Abend mehrere Tausend Personen unter Absingung von Nationalliedern die Straßen. Am deutschen Concordiahause, sowie an mehreren Häusern von Juden wurden Fenster eingeschlagen. Der Polizei und dem Gemeinderathe gelang es, ohne Anwendung von Gewalt die Ruhe wieder herzustellen. Eine Person wurde verhaftet, mehrere zur gerichtlichen Verfolgung angezeigt. — In Pilsen zog am Sonntag eine etwa 500 Mann starke Menge vor die Bezirkshauptmannschaft und stieß Rufe gegen die Deutschen sowie antisemitische Rufe aus. Nach einer Stunde ging die Menge auseinander. — In Kolín erfolgte ein Aufzug durch die Stadt, welcher ohne Ruhestörung verlief. — In Píerau veranstalteten mehrere Vereine eine Kundgebung gegen die Aufhebung der Sprachenverordnungen. Nach Absingung nationaler Lieder zerstreute sich die Menge. — Auch aus Eipel, Gasslau, Rokhan, Münchengrätz und Jungbunzlau laufen Meldungen über an den letzten Tagen stattgehabte Kundgebungen ein. Dieselben verliefen zumeist ruhig, nur in Eipel und Jungbunzlau wurden in drei Fabrikhäusern bei Israeliten die Fenster eingeschlagen. Die Menge wurde überall durch Gensdarmrie oder Polizeiwachen zerstreut. — Nach weiteren Nachrichten fanden auch in Beraun, Klattau, Neustadt an der Mattau, Pardubitz, Beneschau und Melnik an den letzten Tagen Kundgebungen statt, die jedoch ohne Zwischenfall verliefen. Nur in Klattau wurden einem Israeliten die Fenster eingeschlagen.

Frankreich.

Ministerreden. Am Sonntag fand die Einweihung des Hafens von Jory an der Seine nahe bei Paris statt. Bei dem folgenden Festmahle hielt der Minister der öffentlichen Arbeiten, Pierre Baudin eine Rede, in welcher er alle Republikaner zur Vereinigung aufrief, um der Republik Achtung zu verschaffen und die Beobachtung der Gesetze zu sichern. Die Regierung werde die soziale Politik befolgen, welche eingeleitet sei durch ihre Vermittlung gelegentlich der sozialen Konflikte. — Bei einer Festlichkeit in La Ferté Bernard (Depart. Sarthe) hielt der Finanzminister Caillaux eine Rede, worin er sagte, der Kampf zur Vertheidigung der Republik scheine beendet; die Gemüther würden bald vollkommen beruhigt sein. Die Schwierigkeiten, denen man in diesem Kampfe begegnet sei, hätten jedoch gezeigt, daß die Republik unzureichend geschützt sei. Gesetze und Institutionen müßten zusammenwirken, um die Einrichtung einer sozialen Politik zu schützen. Die Republikaner sollten Fragen, die Regierung hervorrufen, vermeiden und sich auf ein Programm der Vertheidigung der Republik vereinigen.

Der „Petit Caporal“ veröffentlicht einen Aufruf des nationalistischen Abg. Casiez, worin die jungen Franzosen und die jungen Offiziere aufgefordert werden, in Transvaal Kriegsdienste zu nehmen.

Transvaal.

Auf dem Kriegsschauplatze in Natal sind jetzt die Kämpfe in vollem Gange. Ueber Sonntag ist eine große Anzahl von Meldungen eingetroffen, woraus zu entnehmen ist, daß auf beiden Seiten mit großer Hartnäckigkeit gekämpft wird, und daß es bis jetzt den Buren gelungen ist, den Krieg im feindlichen Lande fest zu halten. Der erste Sieg der Engländer hat für sie einen großen strategischen Vortheil nicht gehabt, und die Infanterie in Kapstadt und London sind mindestens verstimmt. Der beste Beweis dafür, daß die Buren durch ihre Niederlage nicht entmutigt sind, ist die Meldung, die am Sonnabend in Kapstadt eintraf, und die besagt, daß General Joubert die Engländer in ihren Verschanzungen angegriffen hat. Ihre Erklärung findet diese Nachricht in folgendem Telegramm aus Glencoe vom Freitag Abend: „Unsere Kavallerie stieß bei der Verfolgung der Buren auf eine zweite feindliche Abtheilung von beträchtlicher Stärke. Es kam zum Gefechte; dieses dauert noch an.“ — Und dieses Gefechte muß mit einer Niederlage der Engländer geendet haben, denn sonst ist der neue burische Vorstoß gegen Glencoe nicht zu erklären. Der Angriff Jouberts mit der Hauptmacht der Nordkolonne der Transvaalarmee begann Sonnabend Nachmittag gegen zwei Uhr gegen die gut verschanzten Engländer unter General Jule. Weitere Nachrichten über den Ausgang dieses Kampfes, der von entscheidender Bedeutung sein dürfte, als die bisherigen Geschehnisse, fehlen noch. Entweder war er Sonntag noch nicht entschieden, oder, was man aus dem Schwiegen des englischen Telegraphen schließen könnte, unglücklich für die Engländer. Auch Dundee, das östlich von Glencoe liegt, ist von den Buren angegriffen worden. Sie beschossen es Sonntag auf große Entfernung; doch soll ihr Feuer nicht wirksam gewesen sein. Um die unterbrochene Eisenbahnverbindung zwischen Glencoe und Dundee wieder herzustellen, unternahm General White am Sonnabend den 21. mit einer größeren Truppenmasse eine Bewegung, wobei er bei Glendlaagte mit einer Burenabtheilung zusammenstieß und diese zum Rückzuge zwang. Darüber liegen folgende amtliche Meldungen vor: „Das wirkliche Gefechte begann um 3 1/2 Uhr Nachmittags. Die Buren hatten eine hervorragend feste Stellung auf felsigen Hügelchen inne. Unsere Geschütze postirten sich auf einem Bergrücken, etwa 4100 Yards vom Feinde entfernt, der sofort ein gut, wenn auch etwas hochgerichtetes Feuer begann; die Granaten freipirten gut. Nach einem Artilleriekampf, der mit dem Schweigen der Geschütze der Buren endete, ging unsere Infanterie zum Angriff vor, das Devonshire-Regiment an der Spitze. Während die Devonshires und Gordons die feste Stellung der Buren umgingen, nahmen die Geschütze, wenn auch zeitweilig schweigend, bei der geringsten günstigen Gelegenheit das Feuer unablässig wieder auf; die Geschütze wurden mit großem Nutzen bedient. Nach heftigem Gefechte nahm die Infanterie um 6 1/2 Uhr Nachmittags die Stellung. Der Feind hielt bis zuletzt mit großem Muth und großer Ausdauer bei den Geschützen Stand. Unsere Kavallerie attackirte dreimal mit gutem Erfolge die zurückweichenden Buren. Wir nahmen zwei Geschütze und das ganze Lager. Die Verluste der Buren sind beträchtlich. Wir nahmen den Buren einen eroberten Zug und neun englische Gefangene ab. Unser Verlust an Todten und Verwundeten beträgt etwa 160 Mann.“

Nach einem Telegramm aus Kapstadt zogen sich die bei Glendlaagte geschlagenen Buren nach Boshant zurück, wo sie Montag angegriffen werden sollten.

Die Verluste der Buren bei Glendlaagte, die Gefangenen nicht mit gerechnet, werden englischerseits auf 500 Mann geschätzt. Die englischen Verluste werden wie folgt angegeben: 5 Offiziere todt, 30 verwundet; 37 Mann todt, 175 verwundet; 10 vermißt, somit Gesamtverlust 257.

Unter den bei Glendlaagte gefangenen Buren befinden sich der im Gefechte verwundete Führer der Buren, Rod, und Piet Joubert, ein Neffe des Generals. General Rod ist Sonntag seinen Wunden erlegen. Bei Glendlaagte waren auch das holländische, das deutsche und die übrigen Freikorps der Burenarmee im Feuer; der Führer des deutschen Freikorps, Oberst Schiel, soll gefangen genommen worden sein.

Die Londoner Abendblätter veröffentlichten eine Depesche aus Kapstadt, wonach angeblich die Engländer in einer zweiten entscheidenden Schlacht bei Glencoe gesiegt haben. (Vergleiche oben.) Die Angriffe der Buren sollen vollständig misslungen sein gegenüber dem Widerstand der Engländer. Es geht das Gerücht, die Buren hätten sich nach großen Verlusten zurückgezogen und seien demoralisirt. Ein anderes Gerücht will wissen, Präsident Krüger habe bedingungslos Uebergabe angethan. (???) — Mit dieser Siegesnachricht steht jedoch die Mittheilung des Generals Wolkeley in Widerspruch, welche der Unterstaatssekretär des Krieges, Windham, in englischen Unterhause verlas. General Wolkeley sagt die am Montag Morgen vom Kriegsschauplatze in Natal eingetroffenen Nachrichten dahin zusammen: „Eine starke burische Abtheilung rückte von Norden und Westen gegen die Streitkräfte des Generals Jule vor. Dieser zog sich infolge dessen von Dundee zurück und stellte sich bei Glencoe Junction auf. Wolkeley vermuthet, daß Jule bei der Ausführung dieser Operation die Verwundeten und die Kräfte in Dundee zurückließ. General White hält die Stellung in Labymith, er erhält von Pietermaritzburg Verstärkungen. Der Feind scheint bedeutende numerische Uebermacht zu haben.“ Nach Mittheilungen von Persönlichkeiten, die über die Vorgänge im Kriegssamt gut unterrichtet sind, erhellt, wie man dem Pariser „Temps“ aus London meldet, die Kriegsverwaltung seit Sonnabend mehrere Nachrichten über einen zweiten Vorstoß der Buren gegen Glencoe. Danach nahmen die Burentruppen, die sich nach dem ersten Kampfe zurückgezogen hatten, am zweiten wiederum theil. Die Engländer wurden geschlagen und erlitten, derartige Verluste, daß das Kriegssamt Mittheilungen über günstigere Geschehnisse abwartete, bevor es diese Nachrichten veröffentlichte. Der Kampf bei Glendlaagte bezweckte, die Truppen White's festzuhalten, während beide Kolonnen des Generals Joubert gegen Glencoe operirten. — Eine Bestätigung dieser Nachricht bleibt abzuwarten, obwohl vieles für ihre Richtigkeit spricht.

Ueber die Kämpfe bei Maseling (westlicher Kriegsschauplatz) liegen wieder Berichte vor, die einander sehr widersprechen. Einem englischen Berichte aus Kapstadt zufolge wurden die Buren bei Maseling von Baden-Powell in jeder Weise besiegt und verloren etwa 1000 Mann. 500 Verwundete aus Maseling seien in Johannesburg und Pretoria in Behandlung und mehr noch in Bloemfontein. Die englischen Hydridbomben hätten eine verheerende Wirkung ausgeübt. Die Zeitung „Dons Land“ meldet dagegen, am Donnerstag um Mitternacht hätten die englischen Truppen einen verzweifelten Angriff auf das Lager der Buren bei Maseling gemacht. Die englischen Truppen müßten viele Verluste gehabt haben, da man viele Blutlachen am Morgen sah. Die Engländer nahmen einen Kaffern gefangen. Buren wurden nicht verwundet, aber drei Kanonen wurden genommen.

Ein starkes Burenkommando marschirt auf Melmoth im Zululande zu.

Ein Detachement, aus britischen Marinesoldaten und Mannschaften des Rappelschwabers, hauptsächlich des Kreuzers „Chawerfut“ bestehend, unter der Führung von Marineoffizieren des Flaggschiffes, ist mit Feldgeschützen unter dem Befehl des Kommandanten Howells aus Simonstown nach dem Norden, vermuthlich zur Unterstützung Kimberley's und Maseling's, abgegangen.

Das deutsche Freikorps, dessen Führer Oberst Schiel in dem Gefechte von Glendlaagte in englische Gefangenschaft gerathen sein soll, sandte deutschen Zeitungen in einem Briefe aus Johannesburg vom 2. Oktober den Text einer Kabeldepesche, welche das Freikorps an diesem Tage an Kaiser Wilhelm abgehandelt hat. Die Depesche hat folgenden Wortlaut: „Des Kaisers Majestät — Berlin. Die deutschen Freiwilligen, zur

Grenze rückend, geloben Treue deutschem Bruderflamme fechtend und fallend zu bewahren. Wir beklagen tief, daß die Politik hoher Regierung einen Einfluß für unsere Interessen nicht ausüben kann, protestiren jedoch gegen Englands räuberisches Vorgehen. Möge deutsches Blut für Freiheit und Recht nicht umsonst fließen und Eurer Majestät Segen mit uns sein! Deutsche Soldatentreue wird Freundschaft halten, die Majestät einst selbst gezeigt haben. Colonel Schiel, Dr. Mangold, namens deutschen Korps.“

Der deutsche Militär-Attache in London, Hauptmann Frhr. v. Büttwig, ist im Auftrag der deutschen Regierung bereits nach Südafrika unterwegs, und begiebt sich nach seiner Ankunft direct ins englische Hauptquartier. Auch Kapland hat einen höheren Offizier nach Südafrika entsandt.

Samoa.

Ueber die neuen Unruhen auf Samoa wird New-Yorker Blättern vom 6. Oktober aus Apia gemeldet: Dreizehn Häuptlinge der Mataafa-Partei behaupten, sie seien die Regierung von Samoa und erließen eine Proklamation, betreffend Errichtung einer Kopfsteuer von einem Dollar. Gegen diese erließ Dr. Solf ohne Zustimmung der Konsuln eine andere Proklamation, in der er die Zahlung einer Kopfsteuer anordnet. Die Mataafa-Leute rufen Unruhen hervor; sie würden einen Kampf begonnen haben, wenn sie sich nicht vor den Kriegsschiffen fürchteten. Die Eingeborenen beider Parteien sind gut bewaffnet, da ihnen die Konsuln gestatteten, Flinten und Revolver zu behalten. Kürzlich tödtete bei einer Festlichkeit der Mataafa-Häuptling Tuifala zwei Eingeborene; darauf wurde er selbst erstochen und starb an Bord des deutschen Kriegsschiffes „Cormoran.“

Lübeck und Nachbargebiete.

Dienstag, den 24. Oktober.

Ordre pariren! Kriegervereine und Verbände richten bekanntlich kostenlose Arbeitsnachweise für die im Herbst zur Entlassung gelangenden Soldaten ein. Der hiesige Kameradschaftsbund der 76er und 162er hat bekanntlich schon seit einiger Zeit einen solchen Arbeitsnachweis eingerichtet. Den heiligen Eifer der Krieger in dieser Sache, der natürlich auch zu einem Theile dadurch dikirt wird, die entlassenen Soldaten vor dem sozialdemokratischen „Gift zu schützen“, hat nun ein kalter Wasserstrahl getroffen. In der letzten Delegirten-Versammlung des Hamburger Kriegerverbandes verlas, wie wir dem „Hamb. Echo“ entnehmen, der Vorsitzende, Branddirektor Westphalen, ein Anschreiben Eines Hohen Senats, in dem dieser den dringenden Wunsch ausdrückt, die Kriegervereine möchten die Gründung von Arbeitsnachweisen unterlassen, weil dadurch die jungen, vom Militärentlassenen Leute den Städten zugeführt und der Landwirthschaft entzogen, wodurch die schon jetzt bestehende große Leutenoth auf dem Lande noch vermehrt werde. Der Vorsitzende theilte noch mit, daß dieses Schreiben des Senats veranlaßt sei von dem preussischen Kriegsminister. Da den tapferen Kriegern der Wunsch Eines Hohen Senats selbstverständlich Befehl, zumal wenn der Wunsch auf des preussischen Kriegsministers Veranlassung ausgesprochen wird, so werden sie in Zukunft die „Leutenoth“ der Landwirthschaft nicht vergrößern helfen. — Da es sich um eine generelle Anordnung „von oben“ handelt, wird natürlich auch in Lübeck das Gleiche geschehen. Der Befreite wird den Daunen an die Hofenmacht legen und gehorsam sein „Zu Befehl!“ sprechen. Ausnahmen werden allenfalls, wie bisher, wohl nur bei Streiks gestattet werden.

Von der Landagitation. Zwei gut besuchte Volksversammlungen wurden am Sonntag Nachmittag auf dem lübischen Landgebiete abgehalten. In Curau sprach Genosse Schwarz und in Dummerdorf Genosse Kasch über das Thema „Welches Interesse hat die Landbevölkerung an den politischen Tagesfragen?“ Beide Redner fanden für ihre Ausführungen den lebhaftesten Beifall der Zuhörer. Die Bauern, deren Nothlage heute eine der im Vordergrund der öffentlichen Erörterungen stehenden Fragen ist, bewiesen an beiden Orten ihre politische „Reife“ dadurch, daß sie mit Abwesenheit glänzten. Wenn trotzdem unsere Partei ihren berechtigten Klagen rege Aufmerksamkeit zuwendet, so geschieht das eben ohne der Bauern Verdienst und Würdigkeit.

Eine Bürgerchaftsversammlung findet am Montag, den 30. d. M., Vormittags 10 Uhr, statt.

Dem Gewerkschaftsverband haben sich die Schneiber wieder angeschlossen. Ein diesbezüglicher Beschluß wurde in ihrer gestrigen Mitgliederversammlung mit 51 gegen 16 Stimmen gefaßt.

Lebhafte Klagen werden augenblicklich von den Hafenarbeitern darüber geführt, daß auf den Lübecker Schiffen die Belustigung im Raum eine so überaus mangelhafte ist, besonders auf den Minlos'schen. Wenn sich nicht häufiger Unfälle ereignen, so ist das lediglich der Vorsicht und dem Geschick der Arbeiter zu danken. Hoffentlich entschließt sich die zuständige Behörde dazu, hier einmal reformirend einzugreifen.

pb. Untersuchung ist eingeleitet gegen ein Dienstmädchen, welches seiner Herrschaft einen Ring und eine Broche gestohlen haben soll.

pb. In Gast geriethen zwei Bettler und sechs Kranke.

Von der Schifffahrt. Wie man uns von glaubwürdiger Seite mittheilt, ist der Dampfer „Burg“ ohne jeglichen Matrosen in See gegangen. Die beiden angemusterten Matrosen waren, wie der fachmännische Ausdruck lautet, „hintenaus gesegelt“ und liegen nun ohne Papiere und Effekten hier an Land

Es erscheint uns mehr als zweifelhaft, ob bei der jetzigen, für die Schifffahrt so gefährlichen stürmischen Jahreszeit ein Schiff mit so ungenügender Besatzung überhaupt den Hafen verlassen dürfte. Wenn, was wir nicht hoffen wollen, etwas passiert, wen trifft dann die Schuld?

Schiffsverkehr im Hafen. In der vorigen Woche liefen ein 40 Dampfer, 59 Segler, ausgelaufen sind 40 Dampfer, 27 Segler, davon 3 bezw. 5 leer oder in Handelsregister. Am 20. Oktober 1899 ist eingetragen: auf Blatt 1106 bei der Firma: „S. Möllendorff.“ Die Gesellschafterin D. W. E. geb. Möllendorff, des C. W. D. Piquardt Ehefrau, ist gestorben. Die offene Handelsgesellschaft ist aufgelöst. Das Geschäft mit der Firma ist auf den Gesellschafter C. W. D. Piquardt als alleinigen Inhaber übergegangen; auf Blatt 2153 die Firma: „Gebr. Müller.“ Ort der Niederlassung: Lübeck. Inhaber: G. H. J. Müller, Tischler in Lübeck. A. W. H. Müller, Tischler in Lübeck. Offene Handelsgesellschaft seit dem 25. Oktober.

* **Stadttheater.** Aus dem Theaterbureau schreibt man uns: Das dreitägige Lustspiel Hugo Lubiners „Das fünfte Rad“ wird am Mittwoch erstmalig wiederholt. Die Rolle der Charlotte wird bei dieser Aufführung Fel. Borkenhagen darstellen, welche Dame sich kürzlich in „Großstadtluft“ so überaus günstig als neues Mitglied des Schauspiel-Ensembles einführte. — Das zweite Gastspiel des Signor Mario Leone Zumagalli vom Königl. Argentinia-Theater in Rom findet am Donnerstag statt und wird der Künstler an diesem Abend in der Mozart'schen Oper „Don Juan“ die Titelrolle singen.

* **Conti. Kontroll-Versammlung.** Zu den diesjährigen Herbst-Kontroll-Versammlungen haben sich zu stellen A. diejenigen Bekehrte, welche in der Zeit vom 1. April bis 30. September 1887 eingetreten und nicht mit Nachsichten bestraft sind. B. Sämtliche Bekehrten, Dispositionsurlauber und zur Disposition der Ersatz-Behörden Entlassenen der Armee und Marine. Besondere Geschäftsbesuche werden nicht ertheilt, vielmehr ist die Bekanntmachung einem solchen gleich zu erachten. Unentschuldigtes Fehlen wird bestraft. Die Mannschaften haben sich pünktlich auf den befohlenen Kontrollplätzen zu stellen und ihre Militärpapiere mitzubringen. Gesuche um Befreiung von der Theilnahme an der Kontrollversammlung sind unter Angabe des Grundes rechtzeitig beim Meldeamt Conti einzureichen. Kontrollversammlungen werden abgehalten: 1. In Schwartau am Marktplatz. Freitag, den 10. November, 8 Uhr Vormittags für sämtliche unter A und B aufgerufenen Mannschaften. 2. In Ahrensböck am Gerichtsgebäude. Freitag, den 10. November, 12 Uhr Mittags für sämtliche unter A und B aufgerufenen Mannschaften. 3. In Lienzfeld — Gastwirtschaft von Steffen. Sonnabend, den 11. November, 9 Uhr Vormittags für sämtliche unter A und B aufgerufenen Mannschaften. 4. In Conti — Schloßpreitbahn. Sonnabend, den 11. November, 3 Uhr Nachmittags für sämtliche unter A, sowie der Jahrgänge 1892 bis 1893 der unter B aufgerufenen Mannschaften. Montag, den 13. November, 8 1/2 Uhr Vormittags für sämtliche unter B aufgerufenen Mannschaften der Jahrgänge 1895 bis 1899.

Hamburg. Wegen schweren Diebstahls wurde der frühere Inspektor des Stadttheaters

zu 15 Monaten Gefängnis verurtheilt. Er hat wiederholt Bureaupulte erbrochen und daraus ca. 1100 Mark entwendet. Die Noth soll ihn dazu getrieben haben, da er während der drei Sommermonate nur 50 Mark pro Monat als Gehalt bezog.

Altona. Eine verhängnisvolle Schiffs-Kollision fand Sonntag Vormittag um 8 Uhr im dichten Nebel auf der Unterelbe bei Develgöbne in unmittelbarer Nähe des Bracks der „Athabaska“ statt. Der seewärts bestimmte, zur Hamburger Levante-Linie gehörige Dampfer „Samos“ rannte mit solcher Gewalt gegen den zur Bremer Hansalinie gehörigen, mit Quarantäneflagge von Oporto aufkommenden Dampfer „Stahleck“ an, daß das Vorderdeck des letzteren sich sofort mit Wasser zu füllen begann und auf Grund ging. Das Loch in dem Dampfer ist so groß, daß man bequem mit einem Boot hineinfahren kann. Der „Stahleck“ wurde gerade an der Stelle getroffen, an welcher sich die Kojen der Besatzung befanden. Glücklicher Weise war letztere bereits auf Deck, sie wäre sonst unfehlbar vernichtet worden. Der Dampfer „Samos“, der anscheinend ebenfalls erheblich beschädigt ist, kehrte nach dem Hamburger Hafen zurück. Taucher sind jetzt beschäftigt, das Loch des „Stahleck“ zu dichten. Da der Dampfer aus der Ostsee kommt, darf einstweilen kein Fremder an Bord.

Kiel. Verurtheilter Pferdebieb. Das Landgericht verurtheilte den „Arbeiter“ Bock zu zwei Jahren Gefängnis, weil er, wie wir f. Bt. meldeten, von einer Wiede bei Segeberg einem Hospächter ein werthvolles Pferd stahl und auf dem Markt an den Mann brachte. Es gelang bald darauf, ihn in Ahrensböck zu fassen.

Kiel. Polizei und Boykott. Die Kieler Parteigenossen haben bekanntlich in der vergangenen Woche nach kaum 2 1/2 Wochen durch einen in der wirksamsten Weise durchgeführten Boykott die ihnen vorenthaltenen Lokale, Elysiun und Kolosseum, bedingungslos zurückerobert. Während des Boykotts waren für die der Arbeiterschaft fernerhin zur Verfügung stehenden Versammlungsorte Geschäftsempfehlungen vertheilt worden. Von den drei in Frage kommenden Wirthen haben zwei seit langen Jahren schon die Erlaubnis zur Abhaltung öffentlicher Konzerte. Nie ist ihnen in dieser Hinsicht Schwierigkeit bereitet worden. Jetzt hat die Polizei in Kiel diesen beiden Wirthen, und nur diesen allein, die Tanz-erlaubnis zurückgehalten, weil, wie der Regierungsaffessor von Blome den am Sonnabend vortheilig gewordenen Wirthen erklärte, sie sich durch die Vertheilung der Geschäftsempfehlungen, die außerdem ohne Kenntniß

der Wirthe erfolgte, der Boykottförderung schuldig gemacht haben. Alle Vorhaltungen der Wirthe nutzten nichts. Auf telegraphische Beschwerde beim Regierungspräsidenten wurde sofortige Untersuchung versprochen, bis dahin jedoch die Entscheidung ausgesetzt. Den beiden Lokalen ist heute thatsächlich die Haupteinnahmequelle der ganzen Woche unterbunden, und wenn die Polizeibehörde nicht vom Regierungspräsidenten rektifiziert wird, ist die Existenz der Lokale in Frage gekommen.

Flensburg. Zu dem Eisenbahn-Unfall schreibt man der „Schlesm. Volkstz.“: „Die Schuld des Unfalls wird dem Bahnhofsvorwalter Lassen in Glücksburg beizumessen sein, denn die beiden Züge sollten in Glücksburg kreuzen, der Beamte gab aber dem Zugführer des Güterzugs den Auftrag, durchzufahren. Erst nachträglich fiel ihm ein, daß der Extrazug unterwegs sei. Er telephonirte nach Rübde, man solle den Extrazug anhalten. Aber leider zu spät, denn dieser hatte jene Station schon passiert. Wir haben die Kreis-Eisenbahn Flensburg-Kappeln bereits mehrmals kritisiert, indem wir auf die übermäßig lange Dienstzeit des Fahrpersonals, sowie auf das Sparsystem jener Gesellschaft hinwiesen. Eine unbedingte Nothwendigkeit ist es, auf den Hauptstationen der Strecke praktisch im Eisenbahndienst ausgebildete Personen als Bahnhofsvorsteher anzustellen. Jetzt werden diese Posten häufig von Gastwirthen und Privatpersonen ausgefüllt.“ — Also die alte Geschichte!

Schönberg. Entbehrungslohn. Einen netten Reibach machen die Aktionäre der hiesigen Ersparnis- und Vorschuß-Anstalt. Sie erhalten für die Ersparnisanstalt 15 1/2 pCt. und für die Vorschußkasse 19 1/2 pCt. des Anlagekapitals als Dividende.

Briefkasten.

Anfragen, bei welchen Name und Adresse des Frageuden fehlen, werden nicht beantwortet.

+++ Mittwoch, den 26. d. Mts., 8 Uhr.

Stersgang-Niedermarkt.

Hamburg, 23. Oktober.

Der Schweinehandel verlief still.

Bugerührt wurden 400 Stück. Preise: Verbandschweine, schwarz 46-48 Mk., leichte 46-48 Mk., Sauen 39-44 Mk. und Ferkel 45-46 Mk. pr. 100 Pfd.

Ein Logis für zwei Mann

Hl. Altesstraße 21.

Ein freundliches Logis

Hartenstraße 32, part.

Freundliches Logis mit Beköstigung

für einen jungen Mann Depenau 15.

Ein freundliches Logis für junge Leute

Ellerbrot 12.

Ein freundliches Logis zu vermieten

Belzerstraße 21, part.

Ein Logis zu vermieten

Beim Lauenhof 4, 1. Et.

Gesucht eine Stube für eine alte Frau

in der Stadt. Näheres Hartenstraße 52 9.

Eine gut milchgebende Ziege billig zu verkaufen

Kageburaer Allee 42 a.

Feine Bäume wird sauber gewaschen und geplättet

Meierstraße 5 c.

Junge Eheleute

wünschen ein Kind gegen einmalige Vergütung als eigen anzunehmen. Off. unter J J an die Expeditor d. Bl.

Erbsen, grüne u. gelbe,

sehr leicht brechend

à Pfund 12 Pfg. empfiehlt

K. Bannow, J. J. Maass Nachfg.

Lübeckhagen 32.

Carl Voigt, Adlerstr. 35

empfiehlt sich zur Lieferung von:

Colonial- und Fettwaren,

Bürstenwaren,

Porzellan und Steingut,

Tabak und Cigarren,

Brennmaterialien und Schul-Utensilien

zu den billigsten Preisen.

„Rose“

Margarine aus der

Lübecker Margarine-

fabrik ist Preis reich zu

haben der Pfund 70 Pfg. bei

J. C. W. Blöss.

Die besten

niederburgischen Kartoffeln

(auch saftreiche) empfiehlt billigst

Mittw. 18. Karl Voss.

H. Fenninger, Drechslermeister

Lübeck, Röttcherstraße 13

empfiehlt sich mit allen vorkommenden

Drechslerarbeiten

für Tischler, Zimmermeister

und Bauunternehmer, zu billigen Preisen.

Reparaturen gut und billig.

Lübecker

Glücks-Loose

empfiehlt

Paul Würzburg

14 Markt 14.

Was ist Vitello?

„Vitello“ ist die neueste Erfindung auf dem

Gebiete der Margarinefabrikation und empfiehlt

die Waare per Pfund 70 Pfg.

J. Hamann, Adlerstraße 33 d.

Geehrte Hausfrauen!

Kauft Vitello-Margarine.

Diese Waare ist außerordentlich eine hervorragende

feine Qualität. Ich offerire die Waare Pfd. 70 Pfg.

Friedr. Meier

Große Burgstraße 33.

Hauptvertrieb der von den Berg's Margarine.

Van den Bergh's Margarine

à Pfund 45, 50, 55, 60 Pfg.

Bei Abnahme von mehreren Pfunden billiger.

Marke „Vitello“

feinsten Erzeugnis für Meierhäuser, à Pfund 70 Pfg.

Aug. Holst, Holstenstr. 6.

Feinste französische

Eierkartoffeln

empfiehlt billigst

K. Bannow, J. J. Maass Nachfg.

Lübeckhagen 32.

Grosse Auction!

Mittwoch den 25. October

Morgens 9 1/2 Uhr u. Nachmittags 2 1/2 Uhr

sollen in der

„Bayerischen Burg“

24 Schüsselbuden 24

50 Tausend Cigarren

besserer Marken öffentlich meistbietend gegen

Saarzahlung verkauft werden.

J. C. B. Schmehl,

Auctionator und Taxator

Strümpfe

nach Maas,

sowie Knäueln

schleunigstens in der

Maschinen-Strickerei

von Herm. Hornbogen, Fischstr. 27.

Braut-

leuten empfehle mein gro-

ßes Lager gutgearbeiteter

Wohnungs- &

Einrichtungen

zu billigen Preisen.

Folckers' Möbel-Magazin

— 25 Mariesgrube 25. —

Freiwill. Kranken- u. Sterbefälle

(C. G. Nr. 6) in Lübeck.

General-Versammlung

am Mittwoch den 25. October

Abends 8 1/2 Uhr

im Vereinshaus, Johannisstr. 50.

Mitgliedsbücher sind vorzulegen.

Der Vorstand.

Zur Erinnerung!

Sanitätsverband

der freien Hilfsstellen Lübeck's.

General-Versammlung

am Donnerstag den 26. October

Abends 8 1/2 Uhr

im Vereinshaus, Johannisstraße 50.

Der Vorstand.

Auspielen

von

fetten Gänsen, Karpfen

und Rauchfleisch

auf einem Ziehbillard

am Mittwoch den 25. October 1899.

Anfang Morgens 10 Uhr. Einzug 50 Pfg

Hierzu ladet erbeutet ein

Wilh. Spethmann

Schwartauer Allee 70 b.

Einladung zum

10. Stiftungsfest

des

Verbandes deutscher Müller

(Zahlstelle Lübeck)

am Sonntag den 29. October 1899

im Concordiagarten.

Anfang 6 Uhr. Ende 2 Uhr.

Entrée 60 Pfg., eine Dame frei.

Einzelne Damen 20 Pfg., wofür Garderobe.

Das Comitée.

Circus Variété

Nur noch kurze Zeit

der amüsante Damen-Spielplan.

Bewunderung erregen!

The Aikers

die weltbekannten Champion-Tänzer.

Phänomenal sind die Leistungen

der Akrobaten Albertini's.

Interessant

die 7 schwedischen Kamaneurs.

Anfang des Concerts 7 1/2 Uhr.

Stadt-Theater.

Mittwoch:

Das fünfte Rad.

Donnerstag:

Gastspiel Fumagalli.

Don Juan.

Erklärung Eduard Bernsteins.

In der Sonnabendausgabe des „Vorwärts“ veröffentlichte Ed. Bernstein eine Erklärung, worin es heißt:

1. Ich stehe nach wie vor in allen wesentlichen Punkten zu den in meiner Schrift niedergelegten Äußerungen. Die gegen sie gerichteten Angriffe beruhen meines Erachtens theils auf falscher Auffassung einzelner Sätze meiner Schrift, theils auf irriger Beurtheilung der in Frage kommenden wirtschaftlichen und sozialen Erscheinungen.

2. Es ist insbesondere ein Irrthum, daß ich die Partei zu einer Aenderung ihres Namens habe veranlassen wollen. Lieft man den Satz, der so aufgefaßt wurde, im Zusammenhang mit den ihm folgenden Sätzen (S. 165/66), so wird man finden, daß es sich nicht um den Namen der Partei handelt, auch nicht um den Charakter ihrer Bestrebungen als revolutionäre im geschichtlichen Sinne des Wortes — wie hätte ich sonst dort von einer sozialistischen Umgestaltung der Gesellschaft sprechen können? — sondern lediglich um die Frage der Mittel und Wege. Nachdem in der Polemik, die der Abfassung meines Buches vorangegangen war, von einigen Seiten Äußerungen gefallen waren, die so lauteten, als ob die Ziele der Partei lediglich durch Anwendung revolutionärer Gewaltmittel erreicht werden könnten, hielt ich es für angemessen, um so energischer jeden blauquisstischen Gewaltthum von der Partei abzuweisen. Das thue ich auch heute noch, und in seiner Art hat das Bebel in seinem Schlusswort ebenfalls gethan.

3. Es steht deshalb keineswegs in Widerspruch mit dem Geiste meiner Schrift und geschah mit keinem unzulässigen Vorbehalt, wenn ich mich in einem Brief an Auer dahin äußerte, daß ich die von Bebel beantragte Resolution acceptieren könne. Die Resolution verbietet Niemand, in Bezug auf die Möglichkeiten und den vernünftigen Gang der Bewegung anders zu urtheilen, wie Bebel. Sonst aber spricht sie prinzipiell nichts anderes aus, als eine Reihe von Thesen, in denen ich im Juni dieses Jahres im hiesigen kommunistischen Arbeiter-Bildungsverein nach einem Vortrag über mein Buch dessen programmatischen Inhalt zusammenfaßte. Diese Thesen wurden damals protokolliert und können noch heute eingesehen werden. So sehr ich mich dagegen auflehnen würde, mir irgend ein Bekenntniß, und entsprechende es noch so sehr meiner Ueberzeugung, abnötigen zu lassen, so wenig kann mich der einer Nöthigung etwas nahe kommende Ton des Bebel'schen Schlusswortes dazu veranlassen, heute zurückzunehmen, was ich vor vier Monaten in absolut freier Entscheidung vertreten habe.

4. Nachdem mir in bündigster Weise erklärt worden ist, daß es Bebel absolut ferngelegen hat, meine Ueberzeugungstreue anzuzweifeln, verzichte ich ferner darauf, auf den mehr persönlichen Theil seiner Rede einzugehen. Die Anschauung, daß zwischen meiner Schrift und meinen Erklärungen prinzipielle Widersprüche bestehen, kann ich ihm ebenso wenig verwehren, wie er mir das Recht verwehren kann, diese Anschauung für das Produkt einer gewissen Befangenheit zu erklären. Ich kann diejenigen, die an dieser Erklärung lebhaftes Interesse nehmen, nur ermahnen, den Bebel'schen Ausführungen die betreffenden Stellen meiner Schrift gegenüberzustellen, und ich bin überzeugt, daß sie, welches auch sonst ihr Urtheil, mir zustimmen werden, daß dieselben fast durchgängig von irrigen Voraussetzungen ausgehen.

5. Im übrigen kann ich nur die Worte aus dem Vorwort meiner Schrift wiederholen, daß ich weder so naiv bin, sofortige Befreiung derer zu erwarten, die meinen vorhergehenden Aufsätzen opponirten, noch so thöricht, von denen, die mir prinzipiell zustimmen, auch Unterschreibung aller meiner Sätze zu erwarten. Daß die thatsächliche Entwick-

lung mir in den wesentlichen Punkten recht geben wird, ist meine feste Ueberzeugung.

Bernstein veröffentlicht dann zwei Briefe Kautsky's und Adlers in Wien an ihn. Diese beiden Briefe hätten ihn hauptsächlich zur Abfassung seiner Broschüre veranlaßt. Wörtlich lautet diese Stelle in der Erklärung:

„Unterm 22. Dezember v. J. schrieb mir Kautsky, dem ich die Aushängebogen meiner Schrift zugehen ließ: „Ich kenne sie (die Schrift) erst bis zum Kapitel über die Krisentheorie; dieses gefällt mir am besten. Die nennt sie eine Streitschrift und mit Recht, aber das ist nicht, was ich an ihr auszuwählen finde. Du drückst Dich allerdings mitunter sehr drastisch aus, aber kein Vernünftiger wird Dir daraus einen Vorwurf machen. Von Mangel an Pietät kann dabei nicht gesprochen werden. Meine Bedenken treffen nicht das Wie, sondern das Was...“

Und Victor Adler schrieb mir unterm 17. März d. J. nach Einsicht in die inzwischen fertig gestellte Schrift:

„Eines aber erkläre ich Dir vor allem andern offen: Nach meiner Meinung hast Du Dich, auch wo ich am meisten von Dir abweiche, nicht und nirgends (von Adler selber unterstrichen) außer der Sozialdemokratie gestellt; Du repräsentirst... eine Richtung innerhalb (von Adler doppelt unterstrichen) der Partei, eine existierende und wohl nie ganz auszurottende Tendenz, deren vornehmster Ideologe Du — leider — geworden bist...“

Damit überlasse ich alles Weitere der Sprache der Thatsachen und der weiteren Entwicklung der Partei, für die zu wirken nach wie vor meine Aufgabe sein wird.

Die Redaktion des „Vorwärts“ bemerkt dazu: „Nach vorstehender Erklärung Bernsteins wird die Redaktion des „Vorwärts“, in Uebereinstimmung mit dem Parteivorstand und den Zuzustimmenden diese Polemik, soweit das Centralorgan in Frage kommt, schließen.“

Soziales und Parteileben.

Streiks und Lohnbewegungen.

Der Wiesbadener Wäckerstand wurde in Anbetracht der errungenen Vortheile, die nur als Abschlagszahlung betrachtet werden, in einer öffentlichen Wäckergehülften-Versammlung für beendet erklärt. — Die Hochosenaarbeiter der Königsbühne (Schlesien) haben eine Lohnerhöhung von der Verwaltung freiwillig zugestimmt erhalten. So berichtet der Telegraph. Dieses „freiwillig“ soll wohl heißen: Aus Furcht vor dem Streik. — Eine Aussperrung der Breslauer Handschuhmacher steht bevor. Die Arbeiter suchen eine Beilegung der Heimarbeit herbeizuführen; sie verlangen, daß alle Heimarbeiter in die Fabriken aufgenommen werden. Die Unternehmer lehnten dies ab und beschloßen, am 14. Oktober den Arbeitern auf allen anderen Fabriken, mit Ausnahme der Fabrik Schammach, zu kündigen, was auch geschah. Die Getändigten benutzten die Gelegenheit und antworteten mit einer Forderung auf Lohnerhöhung, die sie bei der gegenwärtig günstigen Konjunktur zu erringen hoffen. — Das Personal der Motofabrik von Ullmann in Marienfelde bei Berlin hat in Stärke von 280 Mann die Arbeit eingestellt, weil der Obmann des Arbeiterausschusses, der wegen Wiedereinstellung entlassener Arbeiter vorstellig ward, gemahregelt wurde. Die Verhandlungen sind bisher resultatlos verlaufen. Ueber die Fabrik ist von den Metallarbeitern die Sperre verhängt worden. — Die Köhler Zimmermeister-Zunftung läßt in auswärtigen Blättern, so in Breslau, Hamburg u. 100 Zimmerleute juchen. Da seit der Ausperrung nicht einmal alle Gehülften wieder eingestellt sind, so kann es in Köln nicht an Arbeitskräften fehlen. Dann hat aber die Heranziehung auswärtiger Zimmerleute nur den Zweck, sie an Stelle der jetzt beschäftigten zu setzen, das heißt Maßregelungszwecken zu dienen. Zuzug ist deshalb streng fernzuhalten.

Zum Krefelder Färberstreik

schreibt uns die Streitleitung: Wenn nicht alle Anzeichen trügen, hat der Streik eine für die Arbeiter günstigere Wendung genommen. Nachdem die Unternehmer vergeblich Versuche gemacht hatten, die Arbeiter durch Behauptung erdichteter Thatsachen in Mißkredit zu bringen, griff man zu anderen Mitteln, um aus der Patsche heraus zu kommen. Offenbar auf Veranlassung der Unternehmer richteten die Arbeitswilligen ein Schreiben an den Oberbürgermeister, worin sie um Schutz gegen die Ausschreitungen der Streikenden ersuchten. Nun war es eine bekannte Thatsache, daß nicht die Streikenden sich derartige Ausschreitungen hatten zu Schulden kommen lassen, sondern die Arbeitswilligen. Ja, verschiedentlich mußten Polizeibeamte Streikende vor den Belästigungen und Drohungen Arbeitswilliger schützen. Deshalb fand dieses Geheiß der Arbeitswilligen auch keine Berücksichtigung. Neuerdings sind Agenten nach allen Gegenden Deutschlands ausgesandt worden, um Färber anzuwerben, aber auch dieser Versuch scheiterte an der Solidarität der deutschen Arbeiterschaft. Die Werbeagenten kamen unweidlicher Dinge wieder nach Krefeld zurück. Nachdem ein höherer Beamter, der eine Einigung herbeiführen wollte, ebenso wie die Arbeiter schroff zurückgewiesen wurde, gelang es, das Gewerbegericht zu bewegen, sich ins Mittel zu legen. Jedoch schien es, als ob auch dieser Versuch an dem Starrsinn der Unternehmer scheitern würde, denn die Tagesblätter hatten eine diesbezügliche Notiz schon zugesandt erhalten. Eine Besprechung der Aktionäre zeitigte jedoch ein anderes Resultat und wird das Gewerbegericht also als Vermittlungsfaktor anerkannt. Es steht zu erwarten, daß auf diesem Wege es gelingen wird, einen Frieden herbeizuführen. Die Differenzpunkte sind bis auf einen erledigt und betrifft derselbe noch die Einstellung sämtlicher Arbeiter. Die Unternehmer verlangen, daß die Arbeiter sich einzeln zur Aufnahme der Arbeit melden sollen und will man dann eine Ausnahme halten. Die Ausschußmitglieder sollen unter keinen Umständen wieder eingestellt werden. Wenn man von dieser Forderung nicht abgeht, wird selbstverständlich auch das Gewerbegericht nichts Ersprießliches zu Tage fördern können. Von einer Beendigung des Ausstandes kann also noch keine Rede sein, im Gegentheil ist es jetzt mehr wie bisher am Platze, die Streikenden zu unterstützen. Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß der Ausstand mit einem vollen Siege der Arbeiter enden wird, deshalb trage die deutsche Arbeiterschaft dafür Sorge, daß die Mittel zur endgültigen Durchführung des Kampfes nicht fehlen. Zuschriften richte man an H. Poulmanns, Geldsendungen an E. Winterberg, beide Kronprinzenstr. 122.

Ueber die Erwerbthätigkeit der Schulkinder in Baden

hat das Statistische Landesamt Erhebungen angestellt, die noch der Bearbeitung unterliegen, aber das Statistische Amt der Stadt Karlsruhe ist mit seinen Spezialerhebungen fertig und hat eben die Ergebnisse veröffentlicht. Das Landesamt hat alle Schulkinder bei seiner Erhebung berücksichtigt, in der Stadt Karlsruhe hat man nur über die Schüler der einfachen und erweiterten Volksschule Erörterungen angestellt, da ja die Bürgerschulen, Vorschulen, Föcherchulen auch wenig bei der Frage in Betracht kommen. Von 6314 Schülern dieser Schulen zu Ostern 1898 waren 3023 Knaben, 3291 Mädchen und es waren außerhalb der eigenen Familie oder des eigenen Haushaltes deren 852 = 13,49 pCt., wie die „Hilfe“ mittheilt, erwerbthätig. Etwa zwei Drittel der Erwerbthätigen waren Knaben, ein Drittel Mädchen. Die Erwerbsarbeit bestand meist in Botendiensten (Brot-, Milch-, Bregel-, Zeitung- und Wäsche-Austragen u.), aber es wurde auch mannigfache Hilfe im Gewerbe, Handel und Verkehr von den Kindern geleistet. Das bekannte Regelaufsetzen war selbstverständlich (25 mal) vertreten. Dem Lebensalter nach waren am stärksten vertreten die 10—14jährigen. Den Klassen der Schule nach waren am schwächsten die obersten Klassen, dann die untersten vertreten von der vierten Klasse von unten bis zur dritten von

Rheinlandsdöchter.

Roman von Clara Viebig.

9. Fortsetzung. Nachdruck verboten. — „Es war keiner direkt hier, aber ich möchte doch gern — bitte, laß mich!“

„Ach Gott, was soll ich machen?! — So — so grenzlich verzogen!“ Die kleine Fran hatte eben ein großes Lächeln vor und zerrte dran aus Leibeskraften.

„Dem Papa wird's auch nicht angenehm sein, du solltest ihm heute Abend vorlesen. Ja meinethwegen laß mir! Aber — Nelba, Nelba!“ Die Tochter war schon zur Küche hinaus. „Werde deinen großen Spitzenträger um, es könnte noch jemand da sein. Hörst du?“

Nelba stand vor dem schmalen Spiegel in ihrer Stube und legte den Spitzenträger über ihr einfaches Kleid. Er stand ihr gut. Der Spiegel zeigte ihr geröthete Wangen und belebte Augen; aus den Spitzeln des Kragens hob sich der Hals schlank und weiß. Nelba starrte sich an — war sie das? Stand hier vor'm Spiegel und pükte sich, einem Mann zu gefallen?! Was thaten die andern Mädchen denn Schlimmeres?

„Nein!“ Sie riß den Kragen vom Hals und schleuderte ihn in den Kommodenschub, dann löschte sie hastig das Licht und rannte im Dunkeln die Treppe hinunter.

Zu ihrem Vater guckte sie einen Augenblick herein, es brannte noch keine Lampe in der Stube. Der Rath war angegriffen und ruhte, dazu brauchte er kein Licht. „Sünde, das heure Petroleum so zu verkofeln“, pflegte Frau Rätthin zu sagen.

„Papa, bist du böse, wenn ich zu Rylanders gehe?“

„O bewahre, amüßre dich, mein Kind!“

Sie lief auf ihn zu und drückte ihre frischen Lippen auf seine heiße Stirn.

„Mein guter Papa — du bist sehr warm — adieu, adieu!“

Sie war so flüchtig, in Gedanken schon halb fort.

„Ah, Nelba! Welche Ueberraschung!“ Frau Hauptmann Rylander öffnete selbst, eine Schüssel Heringssalat in der Hand, sie wollte eben damit in die Küche gehn. „Ah!“ Frau Elisabeth war aufrichtig erfreut, nur schoß ihr gleich durch den Kopf: „Da reichen die Eier nicht, ich muß noch zwei Kochen lassen; Nelba hat guten Appetit.“

„Aber nun legen Sie ab! Das ist wirklich lieb von Ihnen! Wie oft habe ich schon umsonst gebeten! Nein, ich bin ganz erstaunt! So — herein mit Ihnen! Paul, Herr von Ramer, wen bringe ich da?“ Die lebhafteste Frau drückte das Mädchen um und um. „Nun sage, Paul, bist du nicht ganz verwundert?“

Nelba war eigenthümlich berührt — dieses Erstaunen?! Hatte Ramer sie nicht angemeldet?

„Nein! Hauptmann Rylander war ebenso überrascht wie seine Frau, nur betonte er's nicht so; er zeigte bloß seine Freude.“

„Wie hübsch, Fräulein Nelba, daß Sie uns das Vergnügen machen!“

Es hielt ihre Hand etwas länger, als gewöhnlicher Brauch, und sah das Mädchen wohlgefällig an. „Sie kommen so selten, verzeihen Sie daher unsere Ueber-raschung!“

Nelba lächelte, aber ihr Saehen hatte etwas Gezwungenes — warum hatte Leutnant Ramer nichts von ihr gesagt? War ihm das unangenehm gewesen?

Sie maß ihn mit einem eindringlichen Blick. Er machte eine tadellose Verbeugung.

„Sehr erfreut, mein gnädiges Fräulein! Habe lange nicht den Vorzug gehabt!“

„Dange — —?“ Es sprudelte in Nelba heftig auf,

fast wider Willen fuhr es ihr heraus: „Es ist doch höchstens eine halbe Stunde her! Sie wußten ja, daß ich kommen würde, Herr v. Ramer, warum haben Sie Rylanders nichts davon gesagt?“

Eine augenblickliche Stille folgte den Worten; das Ehepaar sah sich ganz verwirrt an. Keiner antwortete. Eine verlegene Pause.

Ueber des Mädchens Gesicht flog Röthe um Röthe; sie zürnte Ramer, zürnte sich selbst — wie laut und häßlich waren eben die Worte im Zimmer verklungen! Wäre sie doch lieber nicht gekommen! Das eigene Benehmen schien ihr plötzlich unpassend, verlegend; sie war dem fremden Menschen nachgelaufen, und er fand's nicht einmal der Mühe werth, ihrer zu erwähnen? Blüh schnell fuhr ihr Blick zu ihm hinüber, da stand er, kante an seinem Schmirrbaart; man sah ihm das Mißbehagen an, er war ganz blaß. Nun begegneten sich ihre Augen.

„Ich bitte um Entschuldigun“, murmelte sie plötzlich und streckte ihre Hand nach ihm aus. Ihre Wirthin fest ansiehend, fuhr sie mit Hast fort:

„Vor einer halben Stunde traf ich Herrn von Ramer vor unserer Thür, wir sprachen mit einander, er ging hierher; ich bekam auch Lust, ich sagte, ich würde kommen, ich wollte gern. Es war sehr taktvoll von ihm, nichts zu erwähnen; ich habe mich taktlos benommen, ich bitte, verzeihen Sie!“

Sie senkte den Kopf. „Mein Gott, das ist ja urkomisch!“ Frau Elisabeth lächelte und lächelte in einem Fort; sie wußte nicht recht, was sie sagen sollte.

Der Hauptmann, dessen Augen einen scharf beobachtenden Blick angenommen hatten, faßte des Mädchens Hand und schüttelte sie herzlich. Auf seinen Bügen lag etwas, das an Bewunderung grenzte.

„Bravo, Fräulein Nelba, das ist ehrlich, das ist recht!“ Immer mit der Wahrheit heraus, wenn's auch manchmal

oben, also die Mittelklassen lieferten die Mehrzahl der Erwerbsthätigen, und es kommt da zum Vorschein, daß die Kinder wohl durch die Erwerbsthätigkeit so am Lernen gehindert sind, daß sie die oberen Klassen überhaupt nicht erreichen. Der Beruf der Eltern war bei der Mehrheit gewerbliche und industrielle Arbeit, aber auch einfache Tagelöhnerarbeit, und es befanden sich unter den Kindern vier Ganzwaisen und 100 Halbwaisen (Vaterwaisen), bei welchen auch die Mütter meist Tagelöhnerinnen, Wäscherinnen und Putzfrauen waren. Eine erhebliche Zahl, etwa ein Siebentel, stellt der Handwerkerstand und es ist anzunehmen, daß diese Handwerksmeister im wesentlichen auch Lohnarbeiter sein werden, die zahlreich darunter befindlichen Schneider und Schuhmacher etwa Flickarbeiter oder Stickerarbeiter für Verleger und Ladengeschäfte. Sehr bedenklich erscheint sowohl die Dauer der täglichen Arbeitszeit, wenn auch bei der Mehrzahl nur höchstens 3 Stunden betragend, da auch vielfach 4-6stündige und länger als 6stündige Arbeit vorkommt. Auch die Arbeitszeiten früh von halb 5 und 5 Uhr (Brot- und Milch-Ansträger) ab ist entschieden dem Schulkinder sehr nachtheilig und nicht minder den Gesundheitsverhältnissen, die aber ebenso durch die nicht wenig vorkommenden Abarbeiten leiden dürften. Es kommen Arbeitszeiten bis 9 Uhr, 10 Uhr, 11 und selbst 12 Uhr vor. — Da die bisherigen Erhebungen über die Erwerbsthätigkeit der Schulkinder überall das gleich häßliche Bild ergeben, wird der Reichstag nicht umhin können, sich ernstlich damit zu beschäftigen und die Kinderarbeit ein für allemal zu untersagen.

Aus Nah und Fern.

Kleine Chronik. Bei einem Nachts in Hückelshoven (Kreis Erkelenz) ausgebrochenen Brande wurde eine Frau mit ihrem fünf Wochen alten Kinde im Schlafzimmer vom Qualm ersticht, so daß sie als Leiche aus dem brennenden Hause getragen wurde. — Vor der zweiten Strafkammer in Leipzig hatte sich in nicht öffentlicher Sitzung der am 18. Oktober 1878 geborene, zuletzt in Schönfeld angestellte gewesene Volksschullehrer Max Theodor Baumann zu verantworten. Auf Grund § 176, 3 des Strafgesetzbuches wurde B. zu einem Jahr sechs Monaten Gefängnis und zwei Jahren Ehrverlust verurtheilt. — Der durch die Uebersehungen verursachte und angemeldete Gesamtschaden im Regierungsbezirk D. h. v. beträgt 9 429 286 M. 48 Pf. (in München I und II 125 349 M.) An Hilfsgebern wurden von der k. Regierung insgesamt gewährt 151 500 M. Für sanitätspolizeiliche Maßnahmen wurden zugewiesen insgesamt 34 990 M. — Ueber die Rache einer Verlassenen wird aus Agram berichtet: In Grabovei rächte ein Mädchen den Verrath ihres Verlobten mit bestialischer Grausamkeit. Sie lockte den Treulojen in ihren Garten und schnitt ihm, während ihre Eltern ihn niederwarfen und festhielten, beide Ohren und ein Stück Wange ab. Der Schwerverletzte wurde in's Spital, die Rebellin in's Gefängnis gebracht. — Aus D. d. j. wird der „Berl. Ztg.“ über einen von drei noch im Kindesalter befindlichen jungen Mädchen verübten Mord berichtet: Die 14jährige Tochter des händischen Beamten Esprain hütete in Abwesenheit ihrer Eltern das Haus. Sie erhielt Besuch von zwei gleichalterigen Fremddamen, und die Mädchen verabredeten, einem jungen Burschen, den sie erwarteten, einen „Schabernack“ zu spielen. Sie nahmen an einer schadhafte Stelle des Vorzimmers die Diele heraus, und als der Knabe eintrat, begrüßte ihn das eine Mädchen, während die andere, als er an die beschädigte Stelle getreten war, das Brett schnell unter seinen Füßen wegzog. Der Knabe glitt aus und stürzte so unglücklich, daß er augenblicklich todt war. Die Mädchen schleppten nun den Leichnam in den Backofen, wo sie ihn auf Kohlen legten. Hier wurde er mit heraushängenden Füßen gefurden und herausgenommen. Die Mädchen saßen, über ihre That der Sprache beraubt und wie versteinert neben dem Ofen und konnten auf die Fragen der Eltern und Nachbarn keine Antwort finden. — Einen dummen Spaß leisteten sich kürzlich Nachts einige junge Leute in Paris beim Nachhausewege. In der Avenue Bagram hatten sie einen der zahlreichen Kastanienverkäufer um etwas Feuer für ihre Cigarretten. Der gute Auerquart hob bereitwillig den Dedel seines Ofens hoch und bot ein Stück glühender Holzstoke dar. Diese Gelegenheit benutzten die jungen Thunichtgute und ließen eine Anzahl Revolverpatronen in die glühende Asche gleiten. Dann suchten sie schleunigst das Weite. Im nächsten Augenblicke erfolgte eine wie Schützfeuer knatternde Explosion, die den Ofen auseinanderprengte und einige Fenster scheiben zerbrechen ließ. Verletzt wurde Niemand. Aber der Kastanien-

händler war so erschrocken, daß er seitdem das Bett hütet. — Heftige Unwetter verursachten in der spanischen Provinz Valencia Ueberschwemmungen. — Ein Kopenhagener Ingenieur soll eine Erfindung gemacht haben, die das Telephon mit dem Phonographen verbindet, sodaß der Phonograph in Abwesenheit des Angerufenen die Mittheilungen aufzeichnet. Eine Aktiengesellschaft will angeblich die bedeutungsvolle Erfindung ausbeuten. — In Schweden scheint man bereits die Hoffnung aufgegeben zu haben, den kühnen Nordpolfahrer Andree wiederkehren zu sehen. Die schwedische Regierung hat nämlich beschlossen, Andree seit zwei Jahren vakante Stelle als Obergeringenieur am Patentbureau in Stockholm wieder zu besetzen, da die Hoffnung auf Andree's Rückkehr aufgegeben sei. — Die Betrügereien gegen verschiedene schwedische Lebensversicherungs-Gesellschaften bilden sich zu einer Skandalaffäre ersten Ranges aus. Mit über 500 Personen sind Schwindeln verübt worden. Zwanzig Personen sind bereits verhaftet. Die Behörden scheinen die Betrügereien gefasst, jedoch die Augen zugeknippt zu haben. Die Entlassung des Staatsadvokaten Eskildstumm wird mit dieser Affäre in Zusammenhang gebracht.

Chronik der Majestätsbeleidigungs-Prozesse.

Wegen Majestätsbeleidigung wurde in Brannschweig der Böttcher Däke aus Gandersheim zu drei Monaten Gefängnis verurtheilt. Er soll Bilder preussischer Fürsten beleidigt haben. — Der „Nürnberger Volkszeitung“ zufolge soll gegen einen der Redner auf der Versammlung des Evangelischen Bundes in Nürnberg, Pfarrer Dr. Gerbert aus Kurlitz in Vohringen, eine Untersuchung wegen Majestätsbeleidigung eingeleitet sein, weil er gesagt habe: „Schaut rings in den Landen, schaut unsern Kaiser, stellt alle anderen Fürsten daneben; sie sind wie ausgeblasene Eier, weil sie am Ende am Evangelium.“ Nach der „Frankfurter Morgenzeitung“ handelt es sich um eine mehr in privatem Kreise gefallene Aeußerung, und die Fürsten, die gemeint seien, seien nicht die deutschen gewesen. — Wegen Majestätsbeleidigung sind am 14. Juni vom Landgerichte II in Berlin die verheh. Johanna Galka geb. Malinowski in Spandau und eine gewisse Eliza zu je 3 Monaten Gefängnis verurtheilt worden. Das Reichsgericht verwarf Freitag die Revision der Galka, hob jedoch das Urtheil gegen die Eliza auf und verwies die Sache in diesem Umfange in die Vorinstanz zurück.

Woher kommt der Ausdruck Tangel-Tangel? Ein schriftstellerischer Artikel, so schreibt das „Wiener Fremdenblatt“, ist den Spuren der Bezeichnung „Tangel-Tangel“ nachgegangen und hat glücklich herausgebracht, daß sie auf Hamburg, das Tangel-Tangel-Eldorado, zurückzuführen ist. Der Titel soll von einem Triangel-Lied herrühren, das ein gewisser Hansen in N. F. W. Baedek's Weinhalle, Gärtwiete Nr. 6, bei Triangelbegleitung sang. Das Couplet, das wegen seiner liebenswürdigen Ausfälle auf kommunale und andere allverehrte Persönlichkeiten sehr gefiel, hatte den ergreifenden Refrain:

Zum Triangel-Tangel-ting-ling-ling
Ting-ling-ling.

Danach sprach man bald von „Baedek's Tangel-Tangel“, und die Welt hatte ein klangvolles Wort mehr in ihrem Sprachschatz. Vergeblich hat Berlin sich um den Ruhm beworben, das erste Tangel-Tangel eröffnet zu haben. Jetzt wissen wir's genau. Die Hauptstadt hat überhaupt das erste Tangel-Tangel besessen.

Woher stammt der Ausdruck „nassauern“? Ueber die Entstehung des Ausdrucks „nassauern“ wird der „Woff. Ztg.“ geschrieben: Das gezeichnete Ländchen am Rhein wurde bis 1866, wo es seine Selbstständigkeit verlor, von einer Herrscherfamilie regiert, die von Hause aus sehr reich war, und der Herzog Adolf von Nassau, der ein väterliches Regiment führte, machte sich eine Freude aus, seinen Landeskindern gelegentlich unter die Arme zu greifen. Da das Herzogthum Nassau eine eigene Universität damals noch nicht hatte, so besuchten die Studenten meist das nahe gelegene heilige Gießen. Herzog Adolf schloß nun mit der dortigen Universitätsverwaltung einen Vertrag, wonach er sich persönlich zur Zahlung der Kollegengelder für seine studirenden Landesöhne verpflichtete. Sobald dann beim Anrücken der Name eines Nassauers kam, hieß es: „Zahlt nichts, ist ein Nassauer!“ Mit der Zeit übertrug sich die Bedeutung des „Nassauers“ auch auf andere Dinge und erhielt den unangenehmen Beigeschmack des „Sichdrückens“.

Der Winterschlaf der russischen Bauern. Eine ganz erstaunliche und in jeder Beziehung hochinteressante Mittheilung geht vom Statistischen Bureau des russischen Gouvernements Pskow aus und wird im „Russischen Courier“

veröffentlicht. Sie weist darauf hin, daß der russische Bauer in den Distrikten, die chronisch unter schlechten Ernten und demzufolge unter Hungersnöthen leiden, es verstanden hat, sich dem Hunger gleichsam anzupassen, indem er eine Lebensweise, man möchte sagen: eine Lebenskunst angenommen hat, die sich sonst nur bei Thieren findet. Er macht nämlich einen richtigen Winterschlaf durch, der folgendermaßen beschrieben wird! Sobald das Haupt einer Familie am Ende des Herbstes merkt, daß bei normalem Verbrauch der Getreidevorrath nicht das kommende Jahr hindurch ausreichen werde, trifft es Anstalten, die tägliche Ration aller Familienmitglieder zu verringern. Er weiß nun aber aus Erfahrung, daß seine und der Seinen Gesundheit darunter leiden würde, und sie namentlich durch den Hunger die für die Feldarbeiten im Frühling nothwendigen Kräfte verlieren würden; daher entschließt er sich mit seiner ganzen Familie zu einem Winterschlaf, für den man dort einen besonderen Namen „Rejka“ erfunden hat und der darin besteht, daß sich alle Leute des Hauses vier bis fünf Monate lang in der Nähe des Ofens hinlegen. Sich jeder Bewegung möglichst zu enthalten, ist dann das oberste Gebot. Man steht nur auf, um die Hütte zu heizen oder um ein Stück Schwarzbrot in Wasser zu essen, man sucht sonst jede Bewegung zu vermeiden und so viel wie möglich zu schlafen. Auf oder an ihrem Ofen in völliger Unbeweglichkeit ausgestreckt, vielleicht nicht einmal denkend, vegetiren die Menschen den ganzen Winter hindurch und leben nur der einzigen Sorge, so wenig wie möglich von der thierischen Wärme zu verbrauchen. Jede unnöthige Bewegung muß notwendigerweise dem Organismus Wärme entziehen, was ein Erwachen des Appetits zur Folge haben und den Menschen nöthigen würde, das Minimum seines Brodverbrauchs zu übersteigen, sodaß der Getreidevorrath nicht bis zur nächsten Ernte reichen könnte. Der Instinkt rath den Menschen daher zu schlafen und immer wieder zu schlafen. Dunkelheit und Stille herrschen in der Hütte, wo in den wärmsten Ecken die Mitglieder der Familie einzeln oder zusammen ihren Winterschlaf halten. Im Verlauf der diesjährigen Hungersnoth hat die Presse mehrfach solche Fälle berichtet, aber bis jetzt wußte man nicht, daß die „Rejka“ kein vorübergehender oder zufälliger Vorgang, sondern ein durch eine Reihe von Generationen hindurch ausgegearbeitetes System ist, indem sich diese Bauern allmählich daran gewöhnt haben, die halben Rationen als Regel und die völlige Sättigung als ein unerreichbares Ideal zu betrachten. Der Hunger ist ihnen eine Unannehmlichkeit, der sie sich mittelst eines Winterschlafes anpassen. Diese Darstellung ist beinahe wörtlich diejenige, die sich in dem russischen Organ findet. Die in gewissen Theilen Rußlands herrschenden wirtschaftlichen Zustände haben wohl kaum jemals eine so kräftige Beleuchtung erfahren wie durch diese Thatsache. Uebrigens hat an dieser auch die Naturwissenschaft ein Interesse, die unmehr wissen möchte, ob bei den Bauern während ihres Winterschlafes ähnliche Erscheinungen eintreten wie bei den winterschlafenden Thieren, nämlich eine gewisse Erstarrung und eine bestimmte Herabsetzung der Temperatur.

Einem schrecklichen Gewerbe ist man in Südrussland auf die Spur gekommen. Man entdeckte eine Bettlerbande, welche Kinder stahl und sie in barbarischer Weise zu ihren Bettlerzwecken veräußerte. In einer Klosterkirche stand zwischen zwei großen Bettlern ein vollkommen bis zum Stelett abgemagertes, blindes, siebenjähriges Mädchen. Es setzte nach beendeter Gottesdienst so rührend um ein Almosen, daß Niemand an ihm vorbeikommt, ohne eine Gabe zu spenden. Eine einfache Bäuerin, die gleichfalls eine Gabe spendete, sagte dabei: „Bete für mich, mein Kind!“ Plötzlich schluchzte das Kind laut auf. „Mutter, Mutter,“ rief es, „nimmt mich mit Dir!“ Nun erkannte auch die unglückliche Mutter ihr verkrüppeltes Kind. Sofort wurde sie von einem Menschenknäuel umgeben, der sich bereits ansah, die beiden Bettler zu lynchen. Das unglückliche Kind erzählte, daß es im Frühjahr, während es Gänse hütete, von zwei großen Männern, die noch zwei Kinder mit sich führten, in den nahegelegenen Wald geschleppt worden sei. Hier habe man erst ihre Genossin des Augenlichtes beraubt und später sie. Mit thierischem Gleichmuth hatten die Männer ihnen Soldatenknöpfe in die Augen gedrückt und sie so vollkommen geblendet. Das andere Kind hielt den furchtbaren Qualen nicht stand und verschied bald darauf, während sie von Dorf zu Dorf geführt wurde, um durch Betteln den entmenschten Kerlen ihren Unterhalt zu beschaffen.

komisch aussteht! Da, Elisabeth,“ — er hob seine Frau näher heran — „küße unsre ehrliche junge Freundin, ich darf's ja leider nicht!“

Mit einer komischen Gebärde wüchste er sich den Mund. Melba sah ihn dankbar an und erwiderte den Kuß der Frau Hauptmann.

„Oh, ich bin so froh,“ sagte sie dann aufathmend, „so froh!“

Ihr Blick flog leuchtend durch's Zimmer. „Und nun zu Tisch, meine Herrschaften, en avant! Die lustigsten Gemüthe warten uns: Peringsjalat, Schinken, Eier, etwas undefinirtes Kaltes vom Mittag und ein saurer Edamer, den ich selbst erstanden habe. Was will man mehr? Also, darf ich bitten?“

Eslander reichte, tröstlich lachend, Melba den Arm; die beiden anderen folgten in's Nebenzimmer.

Die kleine Hängelampe warf ein mildes Licht über den runden Tisch, Frau Elisabeth goß Thee ein; es war sehr gemütlich. Wilhelm war als Aeltester bevorzugt worden, an der „Gesellschaft“, wie Lollo und Bida jagten, theilzunehmen. Die beiden Schwäger waren darob sehr gekränkt, lagen in den Betten und schliefen nicht; man hörte ihr Gehren schwach bis hieher. Der Junge war merkwürdig artig, er aß schweigend, und seine großen, runden Kinderaugen folgten jedem Bissen, den Melba in den Mund steckte.

„Wie sie heulen,“ sagte er plötzlich verächtlich und legte sein Vaterbrot hin. „Heulst du auch manchmal?“

Er starrte fragend Melba an. Sie schüttelte den Kopf. „Nein, nie!“

Sie war sich bewußt, daß sie log, denn im selben Augenblicke hob er sein Auge. Was war das nur?!

Ihr war heute Abend ganz seltsam zu Muth, so erregt, so traurig, so glücklich! Es kam ihr so schön hier vor — der weiße Tisch, die milde Lampe, die geistige Frau, die rothen Kinderwangen, das gute Fremdesgefühl ihr zu Rechten! Und jene andern Augen! Sie fühlte, daß sie oft auf ihr ruhten mit einem verwehnten langen Blick. Es durchschauerte sie.

„Du lägst!“ freizte Wilhelm und stampfte vor Vergnügen mit den Beinen. „Du hast ja was Nasses in dem einen Aug“ — und du hast's auch im andern! Du heulst doch, du heulst doch!“

„Junge, Ruhe!“ Des Vaters Hand klopfte derb auf den übermüthigen Mund. Frau Elisabeth war ganz starr über die ungewohnte Energie ihres Mannes; Wilhelm gab keinen Laut mehr von sich, nur die runden Augen wurden noch runder. —

Man unterhielt sich gut, wie man sich eben nur bei kleinen freundschaftlichen Zusammenkünften zu unterhalten pflegt. Die beiden Herren erzählten mancherlei von ihrem früheren Beisammensein, das heißt, Eslander erzählte, und auf ihm: „Wie war's doch, weißt du noch?“ gab der andre Bescheid.

Ferdinand von Kamer war kein gesprächiger Mensch; er hatte eine Art, die Lippen zusammen zu pressen, als seien die Worte kostbar wie Gold. Was er sagte, war nicht oberflächlich, mit einem kleinen Hauch an's manierirt Resignirte streifend; er hatte sich das so angewöhnt. Melba gefiel es. Es machte sie wie eine geheime Klage; sie dachte immerfort an das Gespräch auf der Brücke in jener Ballnacht. Der arme Mann!

Ihr Herz war weit offen, wie eine freie Halbe, aber

die der Wind streichen kann von Ost und West; ein gefährliches Mitleid setzte sich darinnen fest.

Mit vorgeneigtem Kopf und gerötheten Wangen lauschte sie.

„Wie unrecht man dem Mädchen doch thut, dachte Eslander, die ist nicht kalt! Nein!“

Mit einer gewissen liebevollen Beforgnis sah er auf ihren blonden Kopf. Sie hatte ihn halb zu Kamer gewendet, der eben sprach. Nun hob sie die gesenkten Lider, ein Blick von einer Intensität, von einer rückhaltlosen Theilnahme, daß sich der Hauptmann auf die Lippen biß. Halt, aufgepaßt!

Er schaute zu seiner Frau hinüber — ob die was merkte? Nein, sie saß arglos, rosig, zufrieden hinter ihrer Theelampe; die dachte nur an ihre Kinder, an ihren Mann, an sich. Damit hatte sie genug zu thun.

Eslander räusperte sich. Die beiden neben ihm waren ganz vertieft.

„Ich denke, wir haben jetzt die Tafel beendet. Kommen Sie, Fräulein Melba!“

„Ah so!“ Sie fuhr auf. „Gefegnete Mahlzeit!“

„Gefegnete Mahlzeit!“

Man schüttelte sich die Hände; Eslander fühlte, wie kalt des Mädchens Finger waren, dabei glühten die Wangen.

„Elisabeth, nicht wahr, wenn du jetzt Wilhelm fortführst, nimmst du Fräulein Melba mal mit zu den Kindern? Sie muß doch unsre schlafenden Augen bewundern! Ich rauche mit Kamer eine Cigarre nebenan.“

(Fortsetzung folgt.)